

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336745](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336745)

## Den Gefallenen zum Gedächtnis

Von Pfarrer Lic. Dr. Wilhelm Heinsius.

Unter den vielen Ehrenmälern, die in den letzten Jahren den Gefallenen des Weltkrieges errichtet worden sind, ist vielleicht keines in seiner großen Einfachheit so ergreifend, wie das Denkmal für die Gefallenen der Stadt München. Auf dem schönen freien Rasenplatz vor dem Armeemuseum sieht man zunächst nichts als eine steinerne Einfassung und einen mächtigen rechteckigen Block. Geht man die Stufen hinunter, so tritt man in einen größeren freien Raum, an dessen Wänden die Namen der 13000 Gefallenen angebracht sind. In der Mitte dieses Raumes führen wiederum einige Stufen hinunter in eine ganz schmucklose Grabkammer, die überdacht ist von dem gewaltigen Steinblock. Dort aber liegt auf dem Boden ein toter Soldat, in Stein gehauen, ganz schlicht, ohne jede Pose des Heldentums, das Gewehr in den Händen und auf dem jungen Gesicht den Ausdruck eines tiefen, schmerzlichen und doch friedevollen Ernstes. Es steht kein Name daran, kein Einzelnr ist gemeint, aber es ist dem Künstler gelungen ein Symbol zu schaffen, ein Gleichnis für jenes große Sterben, das jeden, der es sieht, zwingt in Ehrfurcht stille zu halten. So mancher, der aus dem lärmenden Treiben der großen Stadt in diese stille Grabkammer hinabgestiegen ist, hat sein Haupt entblößt, weil er spürte, daß er hier heiligen Boden betrete, und es fehlt dem toten Soldaten auch nie an Blumen und Kränzen dargebracht von der Liebe, die einem Gefallenen weit draußen in fremder Erde gilt.

In solcher heiligen Stelle wollen auch wir immer von neuem der Toten des Weltkrieges gedenken. Wohl fließt der Strom der Zeit unheimlich rasch dahin und entfernt uns immer weiter von dem eigenen Kriegserleben. Wir werden von so vielen Sorgen umgetrieben, von immer neuen Schwierigkeiten bedrängt, und doch dürfen wir die Toten nicht vergessen, nicht vergessen vor allem dies, daß wir von ihrem Opfer leben. In der stillen dämmerigen Grabkammer des Münchener Denkmals kann es einem durchs Herz gehen: Daß wir noch oben in der Sonne leben, verdanken wir dem, der hier unten liegt und schläft. Die Toten haben die Wacht gehalten rings um unser deutsches Vaterland und gerade wir hier in Baden, die wir in einem Grenzland woh-

nen, können es ihnen nicht genug danken, daß nicht wie in früheren Jahrhunderten von den einbrechenden Feinden unsre Felder verwüstet und unsre Städte und Dörfer in rauchende Trümmerhaufen verwandelt worden sind. Sie haben getan, was in einer großen geschichtlichen Stunde Pflicht und Liebe gebot, und gerade diese Hingabe, dieser Gehorsam ist es, der ihr Sterben adelt und über das Alltägliche hinaushebt. Die Opferbereitschaft, der willige Verzicht auf alles eigene Wünschen und Begehren um des Ganges willen verleiht dem stillen Angesicht des toten Soldaten die Würde, die feierliche Hoheit, vor der aller laute Schmerz und alles ungestüme Klagen verstummen muß. So grausam und sinnlos es bisweilen erscheinen mag, daß so viel junges, hoffnungsvolles Leben in den Tod sinken mußte, dies Eine bleibt bestehen: Indem sie dem Ruf der Stunde gehorchten, die kämpfen, Opfern und Sterben verlangte, haben sie ihr Schicksal erfüllt und um ein erfülltes Leben gebührt es uns nicht zu klagen.

Sie sind am Ziel —, wir aber stehen noch mitten im Kampf und das ist es, was unserm Gedenken an die Gefallenen oft einen so bitteren Tropfen beimischt, daß wir uns fragen müssen: Ist ihr Opfer nicht doch umsonst gewesen? Haben sie es hindern können, daß unser deutsches Volk heute von neuem vor einem Abgrund steht, von neuem in einen furchtbaren Kampf um sein Dasein verwickelt ist? Die Zukunft liegt dunkel und drohend vor uns, die Welt ringsum ist voller Haß und Verwirrung, das eigene Volk uneins und zerrissen. Die Grundlagen unseres Daseins sind ins Wanken geraten, was noch fest schien, ist heute erschüttert, und wenn wir uns fragen, was in dieser Zeit voll Sinnlosigkeit und Grauen Sinn und Wert behält, dann ist es nichts anderes, als das von vielen verachtete Zeichen des Kreuzes, in dem doch aller Trost und alle Hoffnung verborgen liegt.

Es hat einen tiefen Sinn gehabt, wenn er auch nur wenigen voll zum Bewußtsein gekommen ist, wenn wir draußen im Feld den gefallenen Kameraden ein ganz schlichtes Kreuz aus Holz aufs Grab gesteckt haben, und die unzähligen schwarzen Kreuze, die sich heute noch auf den Kriegsgräbern im Westen und Osten erheben, reden für den, der zu hören versteht, eine eindringliche Sprache. Ueber allem Weltleid und aller Todesnot erhebt sich das Kreuz als unsre alleinige Hoffnung, als eine letzte Zuflucht der Lebendigen und der Toten, und wenn wir uns mit den

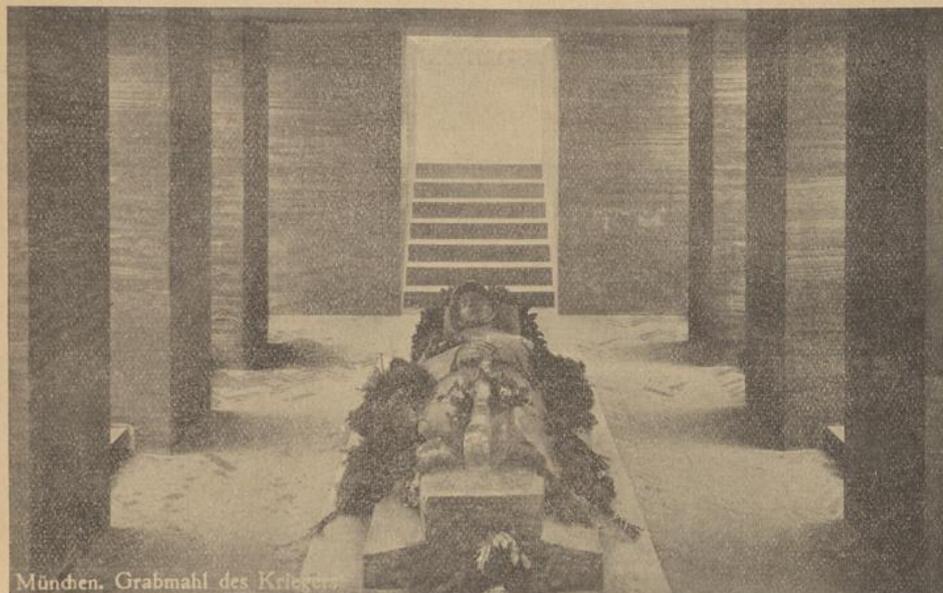
Gefallenen  
Schatten  
ein Dopp  
unter et  
vor Merit  
aber wa  
den gefäll  
lante es  
mit dem  
hals, unt  
Beisheit

Mün

den.  
Blöß  
zende  
denstet  
mag;  
lich ge  
nen S  
bringen  
dürftel  
einer R  
barkeit.  
wir erk  
fer und  
bedarf  
nicht zu  
den best  
Solltun  
die Mä  
die hant

Gefallenen des großen Krieges unter den Schatten des Kreuzes stellen, so liegt darin ein Doppeltes. Zunächst ein Bekenntnis unsrer eignen Ohnmacht und Schuld, nicht vor Menschen und ihren Schulddittaten, wohl aber vor dem lebendigen Gott. Wie meinten wir in den Jahren vor dem Krieg unser Leben gesichert zu haben, wie herrlich weit hatte es der Mensch gebracht. Und doch ist mit dem Hereinbrechen des gewaltigen Schicksals, unter dem wir heute noch stehen, alle Weisheit der Menschen zur Torheit gewor-

Dieser Ausblick könnte zur Verzweiflung führen und doch, gerade wenn sich uns die ganze Tiefe unsrer Not aufstut und alle menschliche Sicherheit erschüttert wird, wird uns das Kreuz zu einem Zeichen des Trostes und der Hoffnung. Es sagt uns, daß der lebendige Gott in unbegreiflicher Barmherzigkeit dieser Welt mit all ihrer Not und Schuld, mit ihren blutigen Schlachtfeldern, mit ihrem tausendfachen Elend, seine erlösende Liebe zugewandt hat, eine Liebe, die mit der gequälten Menschheit leidet, die in



München. Grabmahl des Kriegers.

den. Es ist offenbar geworden, wie aller bloß menschliche Fortschritt, alle noch so glänzende Kulturentwicklung die tiefen Gebundenheiten der Menschheit nicht zu lösen vermag; im Gegenteil, gerade diese selbstherrlich gewordene Kultur muß aus ihrem eignen Schoß Krieg und Blutvergießen hervorbringen, und die einst so hoch gepriesene industrielle Entwicklung bedroht uns heute mit einer Wirtschaftskrisis von unerhörter Furchtbarkeit. Im Schatten des Kreuzes müssen wir erkennen, wie sehr das Leben der Völker und unser eigenes Leben einer Erlösung bedarf und wie wir selber diese Erlösung nicht zu schaffen vermögen, auch nicht aus den besten und edelsten Kräften des eignen Volkstums heraus; zu stark sind auch unter uns die Mächte des Zerfalls und der Auflösung, die heute unser gesamtes Dasein bedrohen.

die Tiefe ihrer Not hinabsteigt und dort, gerade dort den Sieg erringt, einen Sieg, der jetzt noch für Menschengenossen verborgen ist und doch durchdringen wird mit der unüberwindlichen Macht der Ewigkeit. Das Kreuz auf den Gräbern daheim und draußen zeigt uns den Weg zu dem wunderbaren gewaltigen Gott, der seltsame Dinge tut, über alles menschliche Verstehen hinaus, der zerschlägt und wieder aufbaut, der tötet und lebendig macht, der die Völker ins Gericht dahingibt und doch über dieser vergehenden Welt den Atem der Auferstehung wehen läßt. Auf diesem Gott und seinem wunderbaren Tun ruht allein unsre Hoffnung und wir überwinden den Schmerz um die Toten, das Bangen vor der finsternen Zukunft, indem wir unsre Toten in seiner Hand geborgen wissen und als die Lebenden weiterkämpfen unter dem Zeichen des Kreuzes, dem zuletzt der Sieg gehört.

# Langemarck

Von Karl Jörger.

Ueber Flanderns Felder stampfen  
 Endlos deutsche Regimenter,  
 Ross- und Menschenleiber dampfen,  
 Blutlicht tropft durch Wolkenränder.  
 „Wie weit noch bis zum Nachtquartier?“  
 — „Das Nachtquartier erstürmen wir,  
 Wir rasten erst vor Ypern!“ —

Deutschlands jüngste Divisionen  
 Ziehn zum ersten Waffentanz,  
 Englands Söldnerlegionen  
 Harren hinter sicherer Schanze.  
 Schon westwärts neigt die Sonnenbahn,  
 Der Vögel Abendfang hebt an,  
 Fern leuchten Yperns Binnen.

Da sunkt ein Blitz von niederm Hügel,  
 Und in der Marschkolonne Flügel  
 Zischt, eingehüllt in schwarze Schwaden,  
 Ein Hagel von Granaten.  
 Geschrei, Gestöhn! — Befehle gellen,  
 Rasch lauern hinter Bodenwellen  
 Die Gruppen, einzeln ausgeschwärmt.  
 Das Knattern der Gewehre lärmt,  
 Und Schanzzeug rasselt, hart und harsch:  
 Sprung auf! Marsch, marsch!“

Die Gruppen huschen vor im Splitter-  
 [klirren.  
 Erdwolken steigen, Kugeln siren.  
 Hier fällt der Tambour, dort der Flügel-  
 [mann,  
 Bald stockt der Sturm in starrem Bann.  
 Aus heißer Sonne lohem Rot  
 Erhebt sein griniend Haupt der Tod!

Deutschlands junge Regimenter  
 Gruben dort in Kriegeswetter  
 In den großen Weltkalender  
 Ihrer Namen erzeu Lettern.  
 Und ehrlos sei das Volk genannt,  
 Das je vergißt im Heimattand  
 Das Deutschlandlied von Ypern!

Voll Grauen sinkt die finstre Nacht,  
 Noch zuckt und brüllet die Ypernschlacht,  
 Und unerschüttert trotzt und steht  
 Des Briten Stellung, stahlgerast.  
 In langen Mahden hingemäht  
 Verströmt sich Deutschlands Jungmann-  
 [schaft.

„Wir kämpfen auf verlor'nem Plan!“  
 Da hebt ein Mund zu singen an,  
 Des Nachbars Stimme mischt sich ein,  
 Und mächtig rauscht durch müde Reih'n  
 Das Trunzlied, klaren, starken Schalles:  
 „Deutschland, Deutschland über alles!“

Wie ein Choral dröhnt der Gesang  
 Die deutsche Stürmerfront entlang.  
 Der Gegner lauscht und staunt und starrt,  
 Als werde er von Trug genarrt,  
 Da jagen schon die deutschen Reih'n  
 Tief in sein Stellungswerk hinein:  
 „Hurra! Hurra! Das Kampflied  
 [fliegt!“

Der Briten weicht besiegt.

Ueber Flanderns Felder breitet  
 Nacht ein schwarzes Leichenlinnen,  
 Groß der Tag durchs Blachfeld  
 [schreitet,  
 Körner durch die Sanduhr rinnen . . .  
 O Erde Flanderns, kampfdurchwühlt,  
 Des Nordmeers feuchter Nebel küßt  
 Die blutgetränkte Scholle.

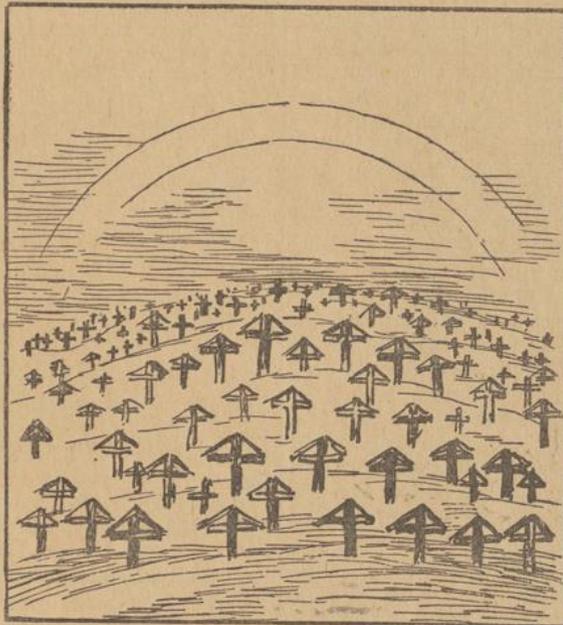
# Von Paris an die Front

Von Fritz Wilkendorf.

**N**och liegt dichter Nebel über dem Häusermeer der Riesentadt als wir an einem frühen Herbstmorgen mit großem Kraftwagen, durch die Pforte de la Bilette, Paris im Nordosten verlassen. Wir fahren auf der Flanderner Straße, welche die Truppen der Hauptstadt benutzten, um im Herbst 1914 die Entlastung der Armee des Generals Joffre durchzuführen, die dem Druck der Seeresgruppe des Generals von Kluck gegenüberstand. Zu beiden Seiten des Anmarschweges dehnen sich endlose Felder in flacher Landschaft. Bald gelangen wir an die Stätte der ersten Marne Schlacht, an den äußersten Punkt vor Paris, zu dem die Reiterei des deutschen Kronprinzen vorgedrungen war. Beim Dorfe Claye halten wir wenige Minuten an der Straße, vor dem Denkmal des französischen Generals der 30 Kilometer vor der Weltstadt, mit den aus Paris herbeigefahrenen Truppen, dem Rückmarsch der Deutschen folgte. Mit großer Geste haben die Franzosen den für uns verhängnisvollen Wendepunkt durch eine theatrale Darstellung Joffres, dessen erhobene steinerne Hände hier dem deutschen Ansturm ein: „Nicht weiter!“ bieten, für alle Zeiten verewigt.

Während die aufgehende Sonne den Nebel durchbricht, erreichen wir die kleine Stadt Meaux, sie ist bekannt durch die prächtige Kirche, die vom 12. bis 16. Jahrhundert in ihren Mauern errichtet wurde, von hier aus leitete die französische Heeresleitung die erste Marne Schlacht. Wir fahren über den malerischen Fluß, bei dem 1914 durch Artilleriefeuer gänzlich zerstörten Dörfern Trivport und sausen durch la Ferte-sous-Jouarre,

einen Ort, der nach der Schlacht bei l'Durcy dem Befehlshaber der englischen Armee, General French, als Hauptquartier diente. Dann erreichen wir die alte Stadt Chateau-Thierry, bis zu der die Truppen des 7. deutschen Armeekorps, unter ihrem Führer, General von Boehn, in der zweiten Marne Schlacht am 14. Juli 1918 vordrangen. Zwischen alten und neuen immer noch ruinenhaften Bauten, steht in Chateau-Thierry ein idyllisches Denkmal des vielgelesenen französischen Fabeldichters La Fontaine. Als sinn-



volles Zeichen „deutscher Barbarei“ ist das Standbild inmitten des Großkampfgebietes unverfehrt geblieben. Weiter fahren wir durch die Dörfer Baux, Bouresches und Belleau, die nach vollständiger Zerstörung während des Krieges, heute größtenteils wieder neu aufgebaut sind. Viele Spuren an alten Häusern lassen deutlich erkennen, wie heiß der Kampf zwischen der preussischen Garde und der 3. amerikanischen Division hier getobt hat.

Schon überqueren wir zum zweitenmale die Marne und folgen der Straße nach Dormans, fahren das Tal entlang und überblicken die alten Stellungen und das Grabengewirr der deutschen und feindlichen Armeen. In weiter Sicht kann man das Vorrücken des deutschen Heeres verfolgen, im Marne Tal wird offenbar, welche hünenhafte Kämpfe wir bestanden und wie große Opfer wir gebracht haben. Ein drittes Mal setzen wir über die Marne, den schicksalhaften Fluß, und kommen endlich auf die Reims Landstraße. Fast alle die Stellungen, die beim Verluste von Reims preisgegeben wurden, Verneuil, Romigny, Bille en Tardenois, Chambrecy, Bligny und Parmu, werden gestreift. Zu beiden Seiten der endlosen Straße kommen wir an zahl-

reichen deutschen, französischen, englischen, italienischen und amerikanischen Kriegerfriedhöfen vorbei. Neben manch schlichten eindrucksvollen Gräberanlagen, werden einst der Nachwelt die französischen und amerikanischen Denkmäler durch prunkhafte Geschmacklosigkeit von prozenvoller Unkultur berichtigt. Mögen wir daraus erkennen, wach hohe Verantwortung alle diejenigen auf sich nehmen, die mit der Errichtung eines Kriegermals in der Heimat beauftragt werden.

In Reims erleben wir den einzigartig schönen Eindruck der ehrwürdigen Kathedrale, deren unbeschädigte Südseite Frankreichs wertvollste Kirchenfassade ist. Die Nordseite des gotischen Bauwerks hat bekanntlich unter dem englischen Artilleriefeuer erheblich gelitten. Die Stadt Reims erscheint heute zum größten Teil neu und schöner als zuvor, nicht ganz die Hälfte ihrer Bewohner hat sich seit Kriegsende wieder angesiedelt. Nachdem wir in Reims zu Mittag gegessen, werden wir von Männern und Kindern in eifriger Gewohnheit mit Postkarten und Souvenirs kitschigster Sorten förmlich belästigt. Doch solche Kriegsandenken lehnen wir ab und fahren weiter in der Richtung des Chemin des Dames, über Neuville, Berry-au Bac, bis zu den Trichterfeldern der bekannten Höhe 108. Dort stehen wir erschüttert auf dem Kreiddegipfel, überall, so weit das Auge reicht, ruhen hier Freund und Feind schon über ein Jahrzehnt, hier schlafen viele Vermisste, aber auch viele unserer Vergessenen! Erschütternde Eindrücke schwerster Kampfzeiten, in denen übermenschliches geleistet wurde, werden an dieser Stätte des Grauens und Blühens wieder in uns lebendig. Wir sehen über die Aisne und haben vom langgestreckten Damenweg eine weite Fernsicht bis nach Millette, links davon erblicken wir Bailly, hier war Hindenburgs und Ludendorffs Hauptquartier für den Großangriff 1918, aus dem sich die Schlacht an der Aisne entwickelte. Immerzu fahren wir in der Dämmerung auf dem Chemin des Dames an der zerstörten Festung Malmaison, der Mühle Passaux vorbei und erreichen im Abendschein die Stadt Soisson. Während der Rückfahrt, tief in der Nacht, vorüber an unbautem Trichterfeld, an zerstörtem Waldbäumen, streifen wir Senlis, 40 Kilometer vor Paris, das noch 1918 von deutschen Truppen besetzt wurde. Dann wird es still im Reisewagen, die starken Erlebnisse des Tages aber sind laut in uns; denn

Schlachtfelder und Kriegerfriedhöfe reden ihre eigene Sprache. Erst gegen Mitternacht erreichen wir wieder das Licht und den Lärm von Paris, und eine Fahrt voll schicksalsschwerer Eindrücke liegt hinter uns.

Unvergessen bleibt mir einer der deutschen Soldatenfriedhöfe auf dem Chemin des Dames, bei dem Dorfe Cerny, dort liegen dicht an der Straße mehr als 4000 Deutsche. In endlosen Reihen stehen kleine, schwarze, oft halbverfallene Holzkreuze, deren verwischene Inschriften ich vergebens zu entziffern versuchte. Name und Regimentszahl sind vom Wetter verwischt und die morschen Kreuzesarme berühren oft lässig den Erdboden, ein trostloser über Anblick. Gegenüber zieht, ohne Kreuz und Kranz, ein gewaltiges Massengrab die Straße entlang, tiefgerührt packt einen da der Heimat ganzer Jammer an; denn hier ruhen unsere namenlosen Helden.

Denk ihrer, o Deutschland, vergiß die teuren Toten nicht. —



## Der Heldenhain.

Von Fritz Wilkendorf

**Z**wölf lange Jahre harreten wir schon  
Auf das Ehrenmal der deutschen Nation.

Des Franzen Reich ist längst beraten,  
Es ehret den unbekanntem Soldaten.

In furchtlosem Zwist über Form und Stätte  
Stritten wir Deutschen um die Wette.

Die Einen glaubten beim Vater Rhein  
Da sollte des Denkmals Ehrenplatz sein.

Die Anderen wünschten es nach Berlin,  
Mitten ins Babel der Sünde hin.

D laßt im Stillen die Toten uns lehren,  
Im germanischen Wald ihren Geist verehren.

In Deutschlands Herz pflanzt tief hinein  
Der Heldenöhne Heldenhain!



# Krieg an den Grenzen des Jura\*)

## Französische Erinnerungen an die Augusttage des Jahres 1914.

In freier Uebersetzung geben wir, mit Erlaubnis des Autors, Einzel-Episoden aus dem Buch des Colonel A. Cerf: „La guerre aux frontières du Jura“. Das Buch ist 1930 erschienen und schon ist die dritte Auflage vergriffen. Eine deutsche Uebersetzung ist in Vorbereitung. Die Geschehnisse des großen Krieges sind natürlich von der anderen Seite gesehen.

### Die ersten Opfer.

Nabe dem Friedhof von Jonchery, eine halbe Stunde von der Schweizergrenze entfernt, steht ein französischer Infanterist Wache. In der Scheune hinter ihm liegt der kleine Unteroffiziersposten von vier Mann, dem er zugehört. Weiter hinten liegt sein Bataillon, das II. Bat. des 14. Infanterie-Regiments. Sein Bataillon ist der 8. französischen Kavallerie-Division zugeteilt. Die Kavallerie liegt im Abschnitt Schweizergrenze-Rhone-Kanal. Die braunen Hausdächer da vorn gehören schon zu Faverois; rechts hinter dem Hügel liegt Delle, noch weiter hinten die Schweizergrenze.

Diese Orientierung hat ihm eben der junge Posten-Kommandant, der 21jährige Korporal Peugeot, mitgeteilt. Und jetzt steht der Soldat allein an der Landstraße. Die Hummeln summen geschäftig am Wegrand auf und ab. Sonst feierliche, sonntägliche Stille! Wahrhaftig, es ist ja Sonntag heute, es ist der 2. August. Und nun richtet sich das Auge des Soldaten groß und fragend nach Osten. Merkwürdig, noch ist ja kein Krieg, vielleicht kommt es gar nicht zu einem Krieg, noch liegt ja vor ihm eine Zone von 10 Kilometern, die weder von französischen noch deutschen Truppen betreten werden darf, noch kann es sich zum Guten wenden! Und doch, wie bedrückend, wie unheimlich, wie so ganz anders als noch vor ein paar Tagen ist die ganze Natur!

In der Scheune plaudern seine Kameraden, der Korporal gibt einige Anordnungen. Er ist Lehrer von Beruf, die nehmen genau im Dienst! Und wieder richtet sich der Blick der Landstraße entlang fragend und spähend nach Osten. Dort hinten also liegen deutsche Truppen. Kommt heute Unheil, so kommt es aus dieser Richtung her!

Sieh da, sieh da — die Dämonie wird lebendig — es regt sich auf der Landstraße — eine Staubwolke kommt heran — schnell — schnell

— Pferde sind es, Reiter — keine französischen Reiter — das sind Deutsche — sie kommen! „Korporal heraus!“ geht es in die Sonntagsstille hinaus. Mit schußbereitem Gewehr stürzt der Korporal aus der Scheune, geht auf der Straße dem Reitertrupp entgegen — und jetzt ereignet sich der erste entsetzliche Zusammenstoß des



großen Krieges, des Weltkrieges! Im gestreckten Galopp jagt die deutsche Reiterpatrouille heran — es sind Jäger zu Pferd — und der Offizier an ihrer Spitze schießt mit der Pistole den französischen Korporal über den Haufen; im selben Augenblick aber sinkt er, von einigen Kugeln getroffen, aus dem Sattel — der Rest der deutschen Reiter reißt die Pferde herum und rast davon.

Noch zittern die Glieder vor Erregung, langsam nur lösen sich die Nerven aus fürchterlicher Verkrampfung. War das ein Spuk, ein grauenvoller Traum — oder Wirklichkeit? Es muß wohl alles bittere Wahrheit sein denn da liegen ja noch die beiden Leichen — der Korporal, der Leutnant — in ihrem Blut auf der Landstraße!

Es ist Sonntagmorgen — immer noch läuten die Glocken über den Wald herüber — und die Hummeln summen weiter geschäftig am Wegrand auf und ab!

Nach einiger Zeit kommt der Bataillonskommandant angeritten und läßt sich berichten.

Die Namen Caporal Peugeot und Leutnant Meyer stehen an der Spitze der französischen

\*) Aus dem Bundesblatt der 142er.

und deutschen Verlustlisten; die Namen, die sich ihnen anreihen, gehen auf beiden Seiten in die Millionen!

**Vormarsch gegen Altkirch.**

Auf Freitag, 7. August, war der Beginn des großen Vormarsches des 7. französischen Armeekorps gegen Mülhausen zu festgesetzt worden. Am Abend des 7. August sollten die französischen Vorposten die Linie Thann-Altkirch besetzt halten.

Der 8. Kavallerie-Division war die Aufgabe zugewiesen, die rechte Flanke der vorgehenden Brigaden zu sichern bis zur Schweizergrenze hin und bei der Einnahme Altkirchs mitzuwirken.

Es geht gegen Mittag. Konvergierend rücken die beiden Kavalleriekolonnen vor gegen das Signal südlich Altkirch. Patrouillen waren bis ins Zentrum der Stadt Altkirch selbst vorgedrungen, ohne auf einen Gegner zu stoßen. General Aubier, Kommandant der Division, sucht mit seinem Feldstecher die Hügel hinter Altkirch ab. Er täuscht sich nicht, dort sind Gräben und Brustwehren im grünen Hügelgelände zu erkennen. Zwei Schwadronen des 11. Dragonerregiments erhalten Befehl, die Stadt zu durchreiten und auf der Nordseite eine gewaltsame Refognosizierung vorzunehmen. Die beiden Schwadronen aber fallen am Nordausgang der Stadt in einen vorbereiteten Hinterhalt, mit schweren Verlusten müssen sie sich zurückziehen.

Auf dem Hügel hinter Altkirch, dem Rehsberg, lagen Truppen des 112. und 142. deutschen Inf.-Regiments nebst etwas Artillerie. Gegen Mittag ging eine Erregung wie ein Lauffeuer durch die deutschen Gräben, und alle Feldstecher richteten sich auf die Straße Hirsingen-Wittersdorf. Dort tauchten eben die Spitzen der französischen Kavallerie auf — dann zogen die langen Kolonnen der Brigaden heran.

Die Distanzen sind der deutschen Artillerie genau bekannt — die Katastrophe ist unvermeidlich — es funkt und blitzt in die Kolonnen mitten hinein — mitten hinein auch in die kleinen Offiziersgruppen — Oberst Keulle und seine Begleiter sinken tödlich getroffen vom Pferd — die ganze Division macht fecht — und, den Tod im Gesicht, gehts wie der Sturmwind in die schützenden Wälder südlich Altkirch.

Zum französischen Hauptquartier ist man mit den erreichten Resultaten des 7. Armeekorps nicht zufrieden. Man drängt auf die Einnahme Mülhausens, man drängt auf die

Zerstörung der Schiffsbrücken von Hüningen, Birein und Neuenburg. Der Vormarsch muß am Samstag fortgesetzt werden. Die Zerstörungen der Schiffsbrücken sind Aufgaben, die als kühne Handstreich hauptsächlich der Kavallerie reserviert bleiben. Da heißt es Kräfte und Pferde für den folgenden Tag schonen. An eine Verfolgung der abziehenden Deutschen ist nicht zu denken, die Pferde sind am Zusammenbrechen. Im Schutz ihrer Deckungstruppen verbringt die Division einige Stunden der Ruhe in Biesel und Seppois.

Es ist die Nacht auf den 8. August — die Nacht, da in der Schweiz die 2. Division alarmiert wurde und mit der 3. Division zusammen in Gewaltmärschen an die Grenze eilte. Samstag oder Sonntag mußte es in und um Mülhausen zur Schlacht kommen; drohend erhob sich am Horizont der militärischen Möglichkeiten einer Wiederholung des furchtbaren Schicksals der Bourbaki-Armee — die 2., 3. und 4. Division mußten, auf alles gefaßt, an der Grenze Bereitschaftsstellung beziehen. Die schweizerischen Beobachtungsposten meldeten fast durchwegs Kavallerie einzeln oder in kleinen Truppen im elsässischen Gelände. Es waren die äußersten Flügelpatrouillen der 8. Kavallerie-Division, die weiterhin den rechten Flügel deckte, auf dem Vormarsch gegen die Katastrophe von Mülhausen hin.

**Untergang des 4. afrikanischen Kavallerie-Regiments.**

Mit Bangen und geheimen Grauen lauschten am darauffolgenden Sonntag (9. August) die Schweizerposten von den stillen Jurahöhen herab nach Norden ins offene Land hinaus. Von Mülhausen her grollte und trommelte dumpf und unheimlich anhaltender Kanonendonner herüber. Am Abend war das Schicksal des 7. französischen Armeekorps entschieden; nach äußerst energischem Widerstand gegen weit überlegene deutsche Kräfte mußte in der Nacht Mülhausen geräumt werden. Zu einem Uebertritt auf Schweizerboden war es nicht gekommen; vor diesem Schicksal wurden die Franzosen bewahrt durch die Tapferkeit ihrer bei Sennheim kämpfenden Truppen — durch die Unwegsamkeit des Geländes gegen den Hartmannsweilerkopf hin, die den deutschen Angriffstruppen kein richtiges Vorgehen gestattete — und durch die äußerst geschickt angelegte und durchgeführte Rückzugsoperation der Franzosen.

Mit Zähigkeit hielt das Große französische Hauptquartier am Plan einer Eroberung Mülhauseus und einer Bedrohung Straßburgs von Süden her fest; die Unterführer aber machten aus ihrem Zweifel an der Möglichkeit operativ-strategischer Auswirkun-gen eventueller erfassischer Erfolge kein Hehl. Als Soldaten aber gehorchten sie, und zum zweitenmal rückten die Franzosen vor gegen Mülhausen, diesmal nicht nur ein Armeekorps, sondern eine ganze Armee, und diese Armee stand unter dem Kommando eines der fähigsten französischen Generale, des Gene-rals Pau.

Wir begleiten in Gedanken wieder die der Schweizergrenze zunächst stehenden Truppen des rechten Flügels. Dort stand die 44. Inf.-Division; sie war ergänzt und verstärkt durch rasch aus Afrika herübergeholtete Truppen; bei diesen stand das 4. Regiment der Chas-seurs a cheval d'Afrique. Diese Truppen hat-ten in der Nacht vom 18./19. August ganz nahe an der Schweizer Grenze Kantonnements be-zogen gehabt und rückten nun in der Mor-genfrühe vor zum Angriff. In seinem gro-ßen Angriffsbefehl hatte General Pau die Aufgaben des afrikanischen Jäger-Regiments ziemlich genau umschrieben; es sollte die rechte Flanke der Infanterie-Division decken und rekonoszieren in der Richtung Sierenz-Bartenheim-Bloßheim. Der Divisionskom-mandant hatte den Reitern ihren Aufgaben-reis noch dahin erweitert, daß er ihnen die Aufklärung bis gegen Istein und Hünningen vorschrieb. Also bis in unmittelbarste Bas-ler Nachbarschaft wären die afrikanischen Jä-ger vorgezogen, wenn nicht . . . , doch grei-ßen wir der traurigen Geschichte nicht vor!

Um 5 Uhr früh waren die Truppen aufge-brochen, um 7 Uhr war die Division schon in schwerer Bedrängnis — im gefährlichen Engpaß von Walbach geriet ihre Avantgarde in feindliches Feuer. „In diesem Augenblick“ — erzählt der offizielle französische Bericht — „kam im Galopp ein Kavallerieleutnant her-bei und meldete, daß das 4. afrikanische Jä-gerregiment auf dem Vormarsch von Tags-dorf nach Walbach, am Ostausgang von Hei-wiler, auf feindliche Truppen aller Waffens-gattungen gestoßen sei, daß es schwere Ver-luste erlitten habe und sich gegen Südosten habe zurückziehen müssen.“

Er war reichlich euphemistisch, dieser Ka-vallerieleutnant! Schwere Verluste — nein, es war die völlige Vernichtung! Die Tra-gödie ist kurz und daher bald erzählt. So-bald die afrikanischen Jäger auf deutsch-

Truppen stießen, legten sie ohne langes Be-sinnen los zur Attacke! So waren sie es aus ihren afrikanischen Verhältnissen heraus ge-wöhnt — die vernichtende Feuerkraft mo-dern ausgerüsteter Infanterie war ihnen noch nicht bekannt. So kam es, daß Pferde und Reiter in den mörderischen Bleiregen geradezu hineinprallten — nach einigen Mi-nuten wälzte sich das ganze prächtige Reiter-Regiment blutend und vernichtet am Boden! Ein kleines Trüpplein Ueberlebender wurde am anderen Tag nach Vörrach geführt.

\*

## Auszug und Heimkehr

Karlsruher Augenblicksbilder von 1914 und 1918.

Von Gottlieb Graef.

Die Trommel schlug zum Streite.  
Ußland

**E**s war um die Mitternachtsstunde des 7./8. Aug. 1914. Eine ernst gestimmte Men-schenmenge bevölkerte die Straßen der Weststadt, um dem Ausmarsch des Leibgrenadier-Regts. anzuwohnen, dessen Fahnenkom-pagnie bereits mittags mit klingendem Spiel die ruhmbedeckten Feldzeichen aus dem Groß-Schloß geholt hatte. Da ertönt der Ruf: „Sie kommen! Sie kommen!“ — und schon hört man von der Blücherstraße her die Marschritte des ersten Bataillons. Beim Anblick der kraft-strotzenden, kampfesmutigen und auf das sorgfältigste ausgerüsteten Männergestalten fühlt jeder der Zuschauer sein Herz höher schlagen und begrüßt sie mit begeistertem Zu-ruf. Wie eine stählerne Schutzwehr ziehen sie hinaus zur Verteidigung des schwer be-drohten Vaterlands unter dem hoffnungs-frohen, von einem schmerzlichen Unterton durchzitterten Gesang „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen“, indes aus der Spalier bildenden Volksmenge herz-liche Abschiedsrufe ertönen und aus allen Stockwerken der Dorfstraße Abschiedsgrüße winken und Blumensträuße niederregnen. Wieviel von euch Braven wird in der Hei-mat kein Wiedersehen mehr beschieden sein und in welchem Zustand werden viele zu ihr zu-rückkehren! Unter solchen Gedanken fühle ich mich mißsamt meinem Begleiter von dem Menschenstrom mit fortgerissen die Grün-winkler Straße hinaus bis zum Westbahnhof, wo die Transportzüge bereits ihrer leben-digen Fracht harren. — Als ich, nach mei-ner Wohnung zurückgekehrt, um 1/2 2 Uhr noch

einmal an das offene Fenster trete, da ertönt vom nahen Bahnhof herüber ein langer Pfiff der Lokomotive wie ein todesmutiger, schmerzdurchbeßter Aufschrei und gleichzeitig ein weithin die Luft erschütterndes Hurra. Unter dem dumpfen Fauchen, Dröhnen und Rollen des Eisenbahnzugs setzte alsbald der tausendstimmige Gesang der Wacht am Rhein ein, und als der nach Südosten und Süden

sich wendende  
Trotz die gegen  
meine Wohnung  
gerichteten Stra-  
ßen kreuzt, klingt  
es hell und trost-  
reich durch die  
Nacht herüber:  
„Lieb Vaterland,  
magst ruhig sein!“  
Fahrt wohl, ihr  
kühnen Streiter!  
Gott sei mit euch!  
Wüchset ihr sie-  
gerich den heil-  
gen Kampf beste-  
hen! Tief bewegt  
schloß ich das  
Fenster. Es ging  
lange, bis die  
aufgepeitschten  
Nerven sich so-  
weit beruhigt  
hatten, daß die  
Augen sich zum  
Schlummer  
schlossen. Aber  
noch im Traum  
begleitete ich die  
Heldensöhne zur  
Walstatt, auf der  
schon am folgenden Tag eine erschreckend  
große Zahl derselben die elsässische Erde mit  
ihrem Herzblut tränkte.

\*

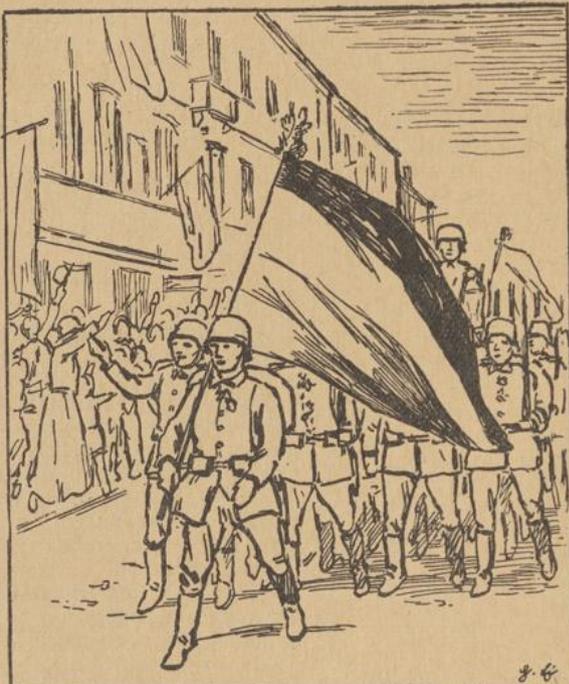
Die losgebundenen Furchen der Wut  
Ruft keines Herrschers Stimme mehr zurück.  
Schiller

Vier Jahre später, am 24. Nov. 1918, einem Sonntag, führt mich der Vormittagsspaziergang mit meinem Freund B. wiederum in die Grünwinkler Straße. Wir haben kaum den „Kühlen Krug“ hinter uns, als sich unerwartet vom Westbahnhof her rauschende Militärmusik vernehmen läßt, die die Rückkehr eines deutschen Regiments verkündet. Eiligst ziehen wir die Taschentücher, um den heimkehrenden Kriegern unsren Willkommenruß zuzuwin-  
ken, den wir gerade noch dem vorausreiten-

den, gramgebeugten Obersten als erstem zu-  
kommen lassen können. Da erblicke ich plötz-  
lich in der weit hinten marschierenden Truppe  
eine große rote Fahne, die erste in einem  
deutschen Truppenteil. Dieser Anblick er-  
füllt mich mit lähmendem Schrecken und  
wilder Empörung zugleich, so daß ich mich  
nicht enthalten kann, den zunächst folgenden  
vier Stabsoffizieren in den Weg zu treten

mit dem Zuruf:  
„Und Sie meine  
Herren, dulden  
bei der Heim-  
kehr ins deut-  
sche Vaterland  
in ihrem Regi-  
ment eine solche  
Fahne?“ Sie  
halten die Pfer-  
de an, und eie-  
ner von ihnen  
erwidert, sich zu  
mir herunter-  
neigend, in  
schmerzlichem

Ton: „Glauben  
Sie sicher, daß  
uns dies ebenjo  
schrecklich ist wie  
Ihnen. Aber  
der Oberst konn-  
te es nicht ver-  
hindern, sie hät-  
ten ihn totge-  
schlagen.“ Ich  
trete, höflich den  
Hut ziehend, auf  
die Seite, und  
gleichfalls grü-  
ßend traben sie



weiter. Der Musikkapelle  
folgt die meun-  
ternde Soldateska, aber in welch un-  
würdiger Haltung und in welch ver-  
rottetem Zustand! Ihre Kokarden und  
Achselstücke haben sie gewaltsam abgerissen,  
daß die Stoffeßen herunterhängen, ein An-  
blick zum Sterben. Es ist ein sächsisches  
Regiment, über und über mit den Farben  
des Umsturzes geschmückt. Als sie mit der  
roten Fahne vorbeikommen, rufe ich ihnen  
empört zu: „Habt ihr kein anderes Feldzei-  
chen mit nach Hause zu bringen?“ „Nein!“  
lautet scharf die vielstimmige Antwort.  
„Dann haben wir Karlsruher auch keinen  
Willkommruß für euch übrig!“ Mit die-  
sen Worten stecke ich das bereitgehaltene  
Taschentuch wieder ein. Soweit also war es  
mit unsren einst so stolzen Regimentern ge-

kommen! Welcher Geist war es, der ihre einzigartige Zucht und Ordnung untergraben und vernichten konnte? Ich war wie gelähmt, das Herz drohte mir zu brechen. Denn jetzt erst angeblickt dieser traurigen, durch und durch demoralisierten Ueberreste der zuvor von der ganzen Welt bewunderten und gefürchteten deutschen Wehrmacht kam mir das über unser Vaterland hereingebrochene namenlose Unglück mit voller Wucht zum Bewußtsein. Und solche Bilder wiederholten sich nun eine Zeitlang täglich. Der widerwärtigste Anblick war, als sich auf den die Stadt passierenden Geschützen sogar Dirnen breit machten und sich in schamloser Weise von betrunkenen Kanonieren lieblos ließen. Ich hatte im Ruhmesjahr 1871 den glänzenden Einzug unsrer heimkehrenden Heere geschaut und ihnen beglückt und begeistert zugejubelt. Jetzt wick ich fast jedem nahenden Soldatentrupp in eine Seitenstraße aus, um dem würdelosen, herzzerreißenden Schauspiel zu entgehen und meine Tränen über die Schande des Vaterlands zu verbergen.

\*

Daran erkenn' ich meine Bappenheimer.  
Schiller

Glücklicherweise warf in jene traurigen Novembertage die Heimkehr anderer Truppenteile auch einen hellen Lichtschein. So ward ich eines Tags Augenzeuge des Einzugs unsrerer badischen Leibgrenadiere. Es war ein herzerfreuender und herztärkender Anblick, als diese mit einer mächtigen deutschen Fahne, jeder Mann mit deutschen und badischen Farben geschmückt, in tadelloser Kleidung, vollständiger Ausrüstung, straffer Haltung und strenger Ordnung die Kaiserstraße hereinmarschierten. Mir war, als ob die Schatten der Gefallenen des Regiments durch die Luft rauschten und das nationale Banner schützend umschwebten. Ich stand unter dem jubelnden Publikum und eilte beim Nahen des Fahnenträgers in die marschierende Kolonne, diesem freudig und anerkennend auf die Schulter schlagend mit den Worten: „Ehre und Hochachtung vor deutschen Krieger, die bei ihrer Heimkehr die Fahne des Vaterlands hochhalten und keinem internationalen Feind nachlaufen!“ Erstent strömten die nächstmarschierenden Soldaten herzu und riefen, meine Hand wie zum Dreingelöbnis ergreifend: „Niemals werden wir der deutschen Fahne Schande machen!“ Es gab also doch noch Regimenter, die ihren Stolz und ihre Ehre bewahrt hatten.

\*

## Ein Wiedersehen am Weihnachtsabend in den sibirischen Steppen.

Von Hermann Doldt.

Mit furchtbarem Grimme rasen die rauhen Dezemberstürme durch die fußhoch mit Eis und Schnee bedeckten sibirischen Steppen untermischt von dem heißeren Wellen der vom Hunger und der grimmigen Kälte rasend gewordenen Steppenwölfe. Wehe dem Schlittengefährten oder Wanderer, welche es wagen sollten, angesichts dieser furchtbaren Kälte und der in der Steppe herumstreichenden wilden Bestien, diese Eiswüsten zu durchqueren. Noch selten ist es solchen gelungen, lebend wieder zurückzukehren.

Trotz dieser furchtbaren Gefahren und Tücken sieht man einen einsamen Wanderer längs des Ufers des festgefrorenen Witim dahinschreiten. Die Füße sind mit den dortiger Gegend gebräuchlichen Tschunis (geschlochtenen Strohshuhen) bekleidet, mit alten Lappen umwickelt, eine alte, verwitterte Lammfellmütze tief ins Gesicht gezogen, erkennt man an dem grauen, zersecten Militärmantel einen deutschen Kriegsgefangenen. Mit hohlen, tiefstehenden Augen, eingefallenen Wangen sucht er in seinen Manteltaschen nach etwa sich noch darin befindlichen Brotkrumen, doch vergeblich ist sein Bemühen. Wiederholtes, krampfhaftes Zucken des Magens und der Gedärme erinnert ihn daran, daß er seit fast 24 Stunden nichts Festes mehr zwischen den Zähnen gehabt.

Ein Mundraub in einer Militärbäckerei des unweit gelegenen Gefangenenlagers Beresowka hat ihm schwere Kerkerhaft eingetragen, aus welcher er dank der Mithilfe eines Deutschrussen entweichen konnte. Mit dem von dem Deutschrussen erhaltenen Sucharie (auf der Herdplatte getrocknetes Brot), ohne einen Kopelen in der Tasche, sucht er sein Heil in der Flucht. Im Schutze der Dunkelheit gelingt es ihm, an verschiedenen Wachtposten vorbei, die freie Steppe zu erreichen, mit der Absicht, zu Fuß das einige hundert Kilometer entfernt gelegene Tschita, woselbst sich ein Gefangenenlager befindet, in welchem die Gefangenen ein einigermaßen menschenwürdiges Dasein fristen konnten, zu erreichen oder aber, in einer am Rande der Steppe liegenden Hütte eines Burjaten Unterschlupf zu finden. Ungeachtet der ihm drohenden Tücken und Gefahren, einem inneren Triebe folgend, hat er die Flucht ergriffen und mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es

ihn in die Steppe. Fast 24 Stunden ist er nun schon unterwegs, ohne auf irgendein lebendes Wesen gestoßen zu sein, die Füße sind ihm schwer wie Blei, die Augen von den glitzernden Schnee- und Eisflächen halb geblendet, Ohren und Nase sind bereits erstarret. Zum Umfallen totmüde, will er sich auf den eisigen Boden niederlassen, um ein klein wenig zu ruhen, jedoch sofort gibt er seine Absicht wieder auf, denn dessen ist er sich bewußt, einmal in dieser Eiswüste sich zur Ruhe niedergelassen, war die letzte Ruhe. Der Gedanke, den hungrigen Wölfen zum Fraße zu dienen, ließ ihn erschauern, und weiter setzt er seinen Leidensweg. Schlepptenden Schrittes wankte er dahin, die Kräfte verlassen ihn immer mehr. Gerne wäre er wieder umgekehrt, doch weiß er nicht mehr die Richtung, aus der er gekommen. Sein Atem wird schwerer, sein Bart ist von Raufreif bedeckt — die Verzweiflung sucht ihn zu übermannen — nochmals steigt seine ganze Jugend an seinen Augen vorüber, im Geiste sieht er sich im Vaterhause, gedenkt der lieben Eltern, welche er kurz vor Ausbruch des Krieges böswillig verlassen, da es seinem trotzigem Sinne nicht ankam, den wohlgemeinten Ermahnungen der Eltern, welche ihm eines unüberlegten Jugendstreiches wegen, zuteil wurden, zu folgen. Reuigen Herzens gedenkt er der guten Mutter, die liebend für ihn gesorgt, des teuren Vaters, der nur sein Bestes gewollt, der ihn als Einzigen wie seinen Abgott geliebt. Seit seiner Flucht aus dem Vaterhause hat er nichts mehr von den Eltern gehört. Ob sie wohl noch am Leben sind? — Ob der Vater wohl auch noch hat in den Krieg ziehen müssen? — Ob er noch lebt? Diese hangen Fragen durchziehen sein gemartertes Hirn — und wenn sie beide nicht mehr leben sollten? Wenn es ihm nicht mehr vergönnt wäre, von ihren Lippen Verzeihung zu erlangen — ein Schluchzen entringt sich seiner gequälten Brust, ein Tränenstrom läßt die lange zurückgehaltenen Gefühle zum Ausbruch bringen. O wie gerne würde er alles gut machen, wenn ihm das Schicksal glücklich aus dieser Eiswüste herausführen und ihm die Möglichkeit geben sollte, die trauten Heimatstufen wieder zu betreten.

Inmitten seiner Betrachtungen glaubt er plötzlich ein leises Klingeln wie aus weiter Ferne zu vernehmen. Seine erregte Phantasie läßt ihn die trauten heimatischen Klänge der Weihnachtsglocken vernehmen — wie ein weicher Ton erklingt es hell durch Sibiriens eisige Nacht — die Weihnachtsglocken sind es, die aus weiter Ferne das Fest des Friedens

und der Liebe läuten. — Plötzlich schreckt ihn das heßere Bellen einer größeren Anzahl Prairiewölfe auf, welche sich dem Schall nach zu schließen, noch etliche 1000 Meter von ihm entfernt befinden. Er schaut um sich, und wird gewahr, daß ein Rudel Wölfe in Stärke von zirka 20 Stück in der Richtung auf ihn zusteuern. Ein Grauen erfaßt ihn, sein Herz



schlägt schneller — die glühenden Augen der vom Hunger und der Kälte gepeinigten Bestien leuchten weit über das weite Eis- und Schneefeld . . . Die Angst, den hungrigen Wölfen zum Opfer zu fallen, verleihen ihm frische Kräfte. Instinktmäßig lenkt er seinen Lauf in der Richtung nach den ersten Ausläufern des nahen Jablonowjgebirges. Mitten im Lauf glaubt er im Scheine des Mondes am nahen Bergabhang ein Gehöft zu erblicken. Jetzt erscheint auch in dieser Richtung ein schwacher Lichtschimmer. Mit doppelter Energie strebt er dem Lichtschimmer zu, die Bestien rücken immer näher — wird es ihm gelingen, das nahe, rettende Gehöft zu erreichen? — er wagt es nicht, dies auszubedenken. Da plötzlich strauchelt er — fällt lang hin — er rafft sich wieder auf — atemlos erreicht er das schützende Haus, doch — o Schreck — die Türe ist verrammelt — er hämmert an die Türen, da ertönt aus dem Innern der Hütte eine Stimme — wo davor (was ist los) — macht auf — um Gottes Willen macht auf, die Wölfe. Die Türe wird

## Der graue Pope

Von Karl Förger.

zurückgerissen — zwei Sekunden noch — und die Bestien hätten ihn erreicht — eine kräftige Faust faßt ihn und zieht ihn in das Haus, die Türe hinter sich verrammelnd. Glücklicherweise gerettet, fällt er lang, mitten in die Stube vor Erschöpfung — doch wer beschreibt sein Erstaunen, vor sich auf einem roh gezimmerten Tisch ein Weihnachtsbaum, nur mit einigen Kerzen geziert — daneben sein Ketter — dem man auf den ersten Blick den Deutschen ansieht — ein großer Vollbart läßt sein Gesicht etwas älter erscheinen. Auf der Ofenbank sitzt ein alter, graubärtiger Russe, ein ehemaliger Verbannter, welcher sein Leben als Einsiedler mitten in der Steppe verbringt — das Gewehr in der Hand. Der Blick des Ketters bleibt wie gebannt an den Gesichtszügen des Flüchtlings haften — seine Augen weiten sich — trägt der Gerettete auf seinem alten, abgeschabten Mantel nicht seine Regimentsnummer? — Er selbst ist vor einem halben Jahre aus dem entfernten Gefangenenlager Beresowka entflohen und fand hier bei diesem Einsiedler liebevolle Aufnahme. — Ein düsterer Zug umwölkt plötzlich die Stirne des älteren Deutschen — er wankt — breitet die Arme aus — seine Gesichtszüge erhellen sich, und mit dem Freudenschrei stürzt er auf den Geretteten zu — Willi — mein Sohn — Vater — lieber Vater! — Beide liegen sich in den Armen. Tränen — Freudentränen entquellen ihren Augen. Endlich wiedergefunden — nach langen Jahren schmerzlicher Trennung. — Der alte Russe wischt sich verstocken eine Träne. Vater und Sohn stehen im Scheine des dürftigen Weihnachtsbaumes Hand in Hand — ihre Augen essen hinüber nach Germanias trauten Fluren — wo man soeben auch Weihnachten feiert. — Inmitten der sibirischen Eiswüsten klingen wie Engelsgesang die vertrauten Laute des schönsten deutschen Weihnachtsliedes.

— Stille Nacht — heilige Nacht —

untermischt von dem Heulen und Bellen der das Gehöft umschleichenden Bestien.

Der Vater wurde als Landstürmer anfangs des Krieges beim Einfall der Russen in Ostpreußen gefangen, während der Sohn ein Jahr später als Kriegsfreiwilliger in Gefangenschaft geriet. Selten hat wohl das Schicksal zwei Menschenherzen unter solch tragischen Umständen wieder glücklich vereint.



Als ich aus dem muffigen Unterstande heraufkletterte, stand der graue Pope wieder in unserem Graben. Er trug die gewohnte Kleidung, tief über die Knie hing der vielfältigste, weiße Bauernkittel, auf dem wirren Grauhaar türmte sich die hohe Pelzmütze. An die hartgefrorene Sandwand gelehnt, starrte er regungslos über die weite Schneefläche nach den russischen Linien. Schon oft sahen wir ihn bei uns in dieser Stellung, und jedesmal traf kurz danach einen aus unserer Gruppe die feindliche Kugel.

Auch jetzt wurde nach wenigen Augenblicken der Fahnenjunker mit einem klaffenden Kopfschusse an mir vorbeigeschleppt, der graue Pope aber war spurlos verschwunden. Innerhalb zweier Tage zählten wir mit dem Fahnenjunker vierzehn Tote und Schwerverwundete aus unserer Schar.

Das kalte Gruseln hockte in unsern Nacken und lähmte unsere Schritte. Bei jeder neuen Verwundung ahnten wir deutlicher einen düstern Zusammenhang zwischen dem grauen Pope und der Treffsicherheit der russischen Schützen, fanden jedoch die letzten Beziehungen nicht. Rettungslos fühlten wir uns einem unerforschlichen Vernichtungswerkzeuge ausgeliefert, und der Rest unserer Körperkraft zermürbte in unfruchtbarem Rätselraten. Als ich kurz nach des Fahnenjunkers Todeskampfe unerwartet zu unserm Kriegsfreiwilligen trat, schlotterte er an allen Gliedern.

Im Unterstande kauerten die Leute unserer Gruppe schweigend um den rotglühenden Feldofen und klapperten trotz der Hitze mit den Zähnen. Bei jedem Funkenstieb aus dem Rauchloche klatschten russische Gewehr-kugeln in den Sand der Decke. Endlich sprang der Pforzheimer Goldschmied auf:

„Der Teufel halte solche Klemme länger aus! Wohin ich schaue, starren mich bange Räsgeichter an. Der graue Pope macht uns verrückt! Auf irgendeine Art muß er aus dem Graben, und wenn er dabei den Hals bricht.“

Doch kein Zeichen wies den Weg, dem grauen Pope nahe zu kommen. Wir zweifelten, ob die seltsame Erscheinung ein menschliches Wesen aus Fleisch und Blut sei und verwickelten uns in neue, grauen-gesättigte Gedankenespinnste.

Schließlich zogen wir das Los, es fiel auf den Pforzheimer Goldschmied und seinen

Brößinger Gefährten. Sie sollten dem grauen Popen auslauern und bei Sicht auf ihn schießen.

\*

Ellenlange Vormarschstage über eintönige verschneite Ebenen folgten. Längst waren uns in Schnee und Sumpf stecken geblieben, und ohne Erbarmen trocknete der Ostwind die Kehlen aus. Auf einen Wassertümpel am Wege stürzten wir und löschten den Durst. Als wir an dem Wasser entlang rückten, sahen wir darin drei tote Russen liegen.

In dem Keller eines ausgebrannten Hauses fanden wir im Schutt vergraben Sauerkraut und Kartoffeln. Gierig haben wir den Fund roh verschlungen. Das Sauerkraut roch mufflig und die Kartoffeln schmeckten süß vor Frost. Doch ward für einen Tag unser Hunger gestillt.

Zuckend huschte durch unsere Not der unruhige Schatten des grauen Popen. Dann bemerkten wir in einer Nacht, da die Riesenfinger der Scheinwerfer den Himmel abtasteten, auf der weiten Schneefläche ein kristallgrünes Geglitzter, ähnlich dem Phosphorglimmern eines großen Leuchtkäfers. Wir traten näher und stießen auf die wohlbekannte Pelzmütze des grauen Popen, an deren Stirnband der Smaragd aus der Krone des Muttergottesstandbilds von Bytinie glänzte. Bytinie war einst die Pfarrei des grauen Popen und von unserer Artillerie in Brand geschossen worden. Zur Rache hatte der Pöpe den Smaragd aus der Marienkrone an seiner Mütze befestigt und mit dem weithin leuchtenden Edelstein den feindlichen Schützen den jeweiligen Stand unserer Posten bezeichnet. Durch die weiße Farbe seines Bauernkittels vor Entdeckung geschützt, hatte er unbemerkt über das freie Feld in vorderste Stellung schleichen und an unübersichtlicher Ecke in den Graben steigen können.

Einige Schritte neben der Pelzmütze lag die Leiche des grauen Popen. Der starrsinnige Rächer seines Dorfes war verblutet an einem Halschusse, den er durch eine verirrte russische Gewehrugel erhalten hatte. Wir begruben ihn mühsam in der steinhart gefrorenen Erde und warfen den unseligen Edelstein in das Grab nach.

Wieder streckte sich vor uns die weiße Straße, auf welcher die Heeresmasse sich vorwärtswälzte. Durch kahle Pappeln röhrete der Ostwind und im fernem Dunste stimmerten die goldnen Kuppeln russischer

Städte. Noch lange aber durchrieselte uns ein Grufeln, so oft wir die hohe Pelzmütze eines Popen erblickten.



## Vier von der Garde und einer Husar ...

Von Maria Weinand (Essen).

Sie hatten sich alles anders gedacht ... Die Arbeit hatte sie alt gemacht. Den Vater gebeugt in eiserner Pflicht, Der Mutter gewelkt ihr blaßes Gesicht. Nun waren sie müde. — Sie hatten der Welt Fünf Söhne auf ihren Alder gestellt, Fünf Söhne von Kraft und stählernem Mut, Und alle so lieb, und alle so aut. Fünf Söhne! — Nun durften sie müde sein.

Da brach das Ungewitter herein ... Man wußte noch kaum, von wannen es kam, Man spürte nur, daß es den Atem nahm. Man hoffte und bangte und lauschte und litt. Und er mußte doch kommen, der eiserne Schritt; Es hockte heimlich mit blutigem Hohn Das Kriegsgespennst an der Schwelle schon. Es reckte sich auf. . Da fiel der Schlag: Morgen ist der erste Mobilmachungsstag!

Da hatte das Dorf sich erschrocken geduckt. Da hatten sie alle in Leid gezuckt. Die beiden standen schweigend und groß, Die Mutter wischte die Augen bloß Und sah ihre Jungen noch einmal an Und schnürte fünf kleine Bündel dann ...

Vier bei der Garde und einer Husar! — Der Vater stand inmitten der Schar. Er war nicht gebeugt. Er reckte sich auf: Vorwärts ihr Jungen! Nun dran und drauf: Der Kaiser wartet. Er braucht eure Hand,

Ich zwinge die Scholle. Ich baue das Land.  
Und sämt ihr nicht wieder . . . ? Und sollte  
es sein . . . ?

Er ging ganz still in die Kammer hinein . . .

Sie führten den ersten und zweiten hinaus,  
Der dritte und vierte zog aus dem Haus,  
Und auch der fünfte — es war doch schwer —  
Und auch der fünfte ging hinter her . . .  
Bier bei der Garde und einer Husar!  
Wie rot doch immer der Himmel war . . . ?  
Im stillen Hause am Dorfesrand  
Am Fenster oft eine Mutter stand  
Und spähte weit in die Ferne hinaus.  
Die Grüße kamen. — Dann blieben sie aus.  
Bier bei der Garde und einer Husar . . .  
Wie lange das Warten und Beten war,  
Das Hoffen und Harren bei Tag und Nacht . . .  
Da endlich wurde die Botschaft gebracht . . .  
Ein fremdes Schreiben mit fremdem Zug.  
Sie lesen es beide. Sie wußten genug . . .  
Einer gefallen . . . und noch einer mehr.  
Der dritte und vierte . . . auch hinterher,  
Bier von der Garde — o Gott, halt ein!  
Das Opfer, es kann nicht größer sein.  
— Bier von der Garde — und auch der Husar  
In Flandern drüben begraben war.

Da hatte das Dorf sich erschrocken geduckt.  
Da haben sie alle in Leid gesucht.  
Sie gingen leise am Hause entlang  
Und keiner wagte den schweren Gang  
Und keiner wußte ein Trosteswort. —  
Sie schlichen sich heimlich wieder fort . . .  
Nur einer blieb. Es mußte doch sein . . .



Er trat in die kleine Kammer hinein.  
Da saßen sie beide am Hausaltar . . .  
Ein wenig weißer geworden ihr Haar . . .  
Ein wenig blässer ihr blaßes Gesicht . . .  
Nur weinen . . . nein weinen . . . das taten  
sie nicht.

Sie hielten den Rosenkranz in der Hand  
Und sprachen zum Kreuzbild hingewandt:  
Der für uns — das Kreuz — getragen, Du,  
Gib unsern fünf Söhnen die ewige Ruh;  
Laß leuchten dein Licht ihnen immerdar:  
— Bier von der Garde — und einer Husar.

\*

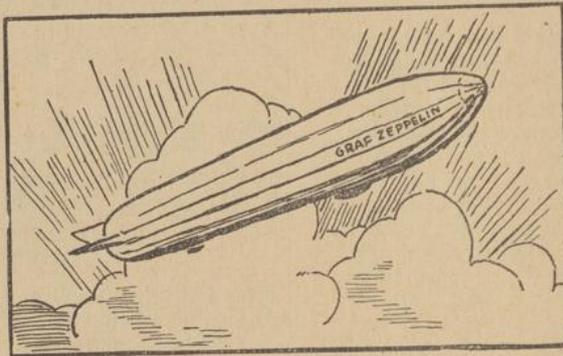
### Das Schicksal der 127 Zeppeline

Wieviele Zeppeline wurden ein Opfer der  
Feinde im Kriege? — Wieviele wurden aus-  
geliefert? — Wo blieb der Rest von fast 100  
Zeppelinern?

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ hat die  
größte Leistungsprobe abgelegt, die man  
von einem modernen Weltverkehrsmittel  
verlangen kann. Es ist die Krone einer 30jähr.  
Arbeit und vereinigt in sich alle Erfahrungen,  
die durch den Bau der bisherigen Luftschiffe  
gewonnen wurden. Der „Graf Zeppelin“  
gilt als 127. Zeppelinluftschiff und führte vor  
seiner Taufe darum den Namen „Z. B. 127“.  
In Wirklichkeit wurden nicht alle Zeppeline  
völlig fertiggebaut, die bereits geplant und  
zum Teil in Angriff genommen waren. Es  
handelt sich um die Zeppeline 115—119, sowie  
122—125, die also von der Betrachtung aus-  
scheiden. Die größte Anzahl der Zeppelin-  
Luftschiffe wurde selbstverständlich im Kriege  
hergestellt, da Landheer und Marine sich die-  
ser Luftverkehrsmittel in mannigfachen Be-  
ziehungen bedienten. Es ist auch natürlich,  
daß die meisten Luftschiffe ein Opfer des  
Krieges wurden, da sie entweder durch feind-  
liche Angriffe oder durch andere Katastrophen  
wie Strandung und Brände, vernichtet wur-  
den. 19 Luftschiffe fielen den feindlichen Ge-  
schützen und Bomben zum Opfer. Ein Luft-  
schiff ist völlig verschollen, nämlich das Ma-  
rineluftschiff Nr. 50, und mehrere wurden  
zum Teil an Frankreich, zum Teil an Eng-  
land und Italien abgeliefert. Unter den  
Luftschiffen, die zur Ablieferung kommen sol-  
ten, befinden sich einige, die vernichtet wur-  
den, bevor sie abgeliefert werden konnten.  
Das Schicksal der einzelnen Zeppeline ist in  
der Reihenfolge ihrer Entstehungsgeschichte  
folgendes: Das erste Zeppelinluftschiff wurde

im Jahre 1901 abgerüstet, da damals noch keine „Meinung“ für Zeppelinluftschiffe bei Regierung und Öffentlichkeit vorhanden war und Graf Zeppelin nicht mehr die Mittel hatte, um weitere Arbeiten systematisch durchzuführen; Nr. 2 wurde am 17. Januar 1906 durch Sturm zerstört, Nr. 3 wurde umgebaut und im Jahre 1913 abgebrochen. Nr. 4 wurde am 5. August 1908 in Escherdingen zerstört. Nr. 5 wurde am 25. April 1910 durch Sturm

entführt. Nr. 6 verbrannte in der Halle zu Baden-Dos am 14. September 1910. Nr. 7, das den Namen „Deutschland“ erhielt, wurde am 28. Juli 1910 abgerüstet. Nr. 8 wurde am 16. Mai 1911 beschädigt. Nr. 9 wurde am 1. August 1914 in Gotha abgerüstet. Nr. 10 verbrannte in der Düsseldorfer Halle im Jahre 1912. Nr. 11, das Verkehrsluftschiff „Victoria-Luise“, wurde im Jahre 1915 abgerüstet. Das gleiche Schicksal erlitten die Schiffe 12 und 13 in den Jahren 1914 und 1916. Das erste Marineluftschiff, das das 14. Zeppelinluftschiff war, wurde bei Helgoland vernichtet, gleicherweise wie das 15. Luftschiff, das am 19. März 1913 zerstört wurde. Das 16. und das 17. wurden abgerüstet. Das 18. und das 19. sowie das 20. wurden zerstört. Das 21. wurde beim Angriff auf Lüttich am 6. August 1914 schwer beschädigt. Das 22. und das 23. erlitten dasselbe Schicksal in den ersten Kriegsmonaten. Das 24. strandete im Februar 1915 an der dänischen Küste. Das 25. wurde durch Fliegerangriff zerstört, das 26. in Jüterbog abgerüstet, das 27. strandete im Schneesturm, das 28. und 29. wurden abgerüstet, das 30. und 31. verbrannten. Die Luftschiffe Nr. 32, 37, 38, 47, 54, 61, 64, 66, 74, 78, 86, 92, 93, 100, 108 und 112 wurden durch feindliche Waffen vernichtet. 33 strandete im März 1915 bei Ostende, 34 verbrannte in Jüterbog, 35 wurde durch Sturm zerstört, 36 verbrannte im Jahre 1916 in Fuhlsbüttel, 39 wurde abgerüstet, ebenso wie 41 und 42, sowie 44, 45, 50, 51, 57, 58, 63, 67, 68, 71, 73, 77, 80, 81, 84, 88, 101. Die Luftschiffe Nr. 40 und 104 wurden durch Blitzschlag zerstört, und zwar das erste am 3. September 1915, das



letztere am 7. April 1918. Ein einziges Luftschiff, Nr. 76, fiel am 24. September 1916 unbeschädigt in die Hand der Engländer, 43 strandete am 10. August 1915 bei Ostende, 46 wurde am 23. Juli 1919 nach dem Waffenstillstand in Nordholz zerstört. Der Rest der Luftschiffe wurde entweder durch Einwirkungen der Bitterung an den Kriegsfahrten vernichtet oder fiel dem Feuer zum Opfer. Teile des Luftschiffes 62, das im Sommer 1920 abgebrochen wurde, wurden an Belgien geliefert, während Einzelteile des Luftschiffes Nr. 75, das im August 1920 abgebrochen wurde, an Japan ausgeliefert werden mußten. Das Luftschiff 83 ging ebenso wie das Luftschiff 114 u. 121 an Frankreich, während die Luftschiffe Nr. 106 und 120 an Italien ausgeliefert wurden und das Luftschiff 109 für England in Betracht kam. Das Luftschiff Nr. 126, bekannt unter dem Namen Z. R. 3, wurde an Amerika geliefert wo es bekanntlich „Los Angeles“ heißt.

\*

## Französische Kolonialpraktiken

(Aus der Deutsch-Amerikanischen Kriegerzeitung.)

Die ehemalige deutsche Kolonie Kamerun zeigt schon jetzt nach erst 10jähriger Verwaltung durch die Franzosen ein erschütterndes Bild französischer Kolonialpraxis. Bekannt wird dieses durch einen Bericht einer französischen Sanitätskommission, die unter Leitung des Tropenhygienikers Jamot die Kolonie bereist hat. Die Schilderungen sind also eher zugunsten der Mandatsverwaltung als zu ihren Ungunsten gefärbt. Jamot berichtet, daß in dem bereisten Gebiet von etwa 700 000 Eingeborenen 130 000 sicher, weitere 200 000 sehr wahrscheinlich schlafkrank sind. Den Deutschen war es gelungen, die schon früher erheblichen Zahlen der an Schlafkrankheit Leidenden auf 6000 herabzudrücken. Man konnte 1914 hoffen, der Seuche in einigen Jahren gänzlich Herr zu werden. Zu dem

furchtbaren Ergebnis der französischen Verwaltung hat beigetragen, daß die Franzosen aus chauvinistischen Gründen statt des in Deutschland erfundenen Germanins ein unbrauchbares Ersatzmittel zur Bekämpfung der Seuche verwenden. Jetzt weiß auch Jamot keinen besseren Rat zu geben als den, alle Kranken in ein Gebiet im Innern zu schaffen, dieses hermetisch abzuschließen und die Unglücklichen ihrem Schicksal zu überlassen. Bekanntlich wurde der Raub der deutschen Kolonien mit dem Vorwurf begründet, Deutschland sei unfähig, seinen Kolonialbesitz menschlich zu verwalten. Der Bericht Jamots macht es der deutschen Regierung zur Pflicht, gerade aus Gründen der Menschlichkeit die Kolonialfrage endlich aufzurollen.

\*

### Don Negern, Boys, Askaris . . .

Erlebnisse von Otto-Henning Kempfe,  
Tanga (Ostafrika).

Wir tranken echten Usambarakaffee und plauderten. Ich war jüngstes Greenhorn der alten Kolonie, gerade frisch aus Waya angekommen, und mußte nun erst einmal berichten.

Da stapfte es die hölzernen Stufen herauf. Ein Neger stand in der Tür und schwieg gewohnheitsmäßig, bis er angeredet wurde.

„Nun, was ist denn?“ fragte unser Wirt.

„Bana, ich habe gehört, bei Dir wohnen zwei Deutsche. Die wollen wieder eine deutsche Zeitung herausgeben. Sag ihnen, wir sind noch da und würden gern für sie arbeiten, aber sie sollen die alten Maschinen nicht kaufen. Die machen nur matata und taugen nichts.“

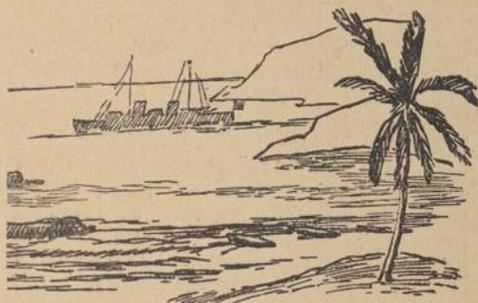
Nein, diese taugten wirklich nichts mehr, das hatte ich mir angesehen, aber daß unsere Pläne so schnell bekannt wurden, und daß dieser ehemals als deutscher Seher tätige Neger kam, um uns, die er gar nicht kannte, vor unnützen Ausgaben zu warnen und sich und seine schwarzen Kollegen von der schwarzen Kunst anzubieten, das war wirklich nett. Und so vertrösteten wir ihn auf später, und stolz zog er mit einer Zigarette ab.

Sie hängen mächtig an uns Deutschen und ziehen uns allen anderen Arbeitgebern vor, obwohl das deutsche Arbeitsprinzip streng war.

\*

Zum ersten Male wieder nach dem Weltkrieg laudete ein deutsches Kriegsschiff in

einem Hafen einer ehemaligen deutschen Kolonie. Gar nicht zu großer Freude der Briten, die am liebsten gleich zwei englische Kriegsschiffe zur Begleitung gesehen hätten, uns um so erwünschter, da wir den Briten und Negern doch zu gern zeigten, daß Deutschland noch lebt. Zwei Tage nur lag der Kreuzer „Karlsruhe“ in der herrlichen Bucht



vor Tanga, und leider legten die Briten ihn so weit draußen auf die Seebe, daß man von ihm nur die Umrisse sehen konnte.

Mein Boy weckte mich in aller Frühe: „Bana, er ist da, er ist da!“

„Wer ist denn da, in Dreiteufelsnamen?“ rief ich durch das Moskitonez.

„Euer Kriegsschiff, draußen hinter der Toteninsel liegt es.“

„Woher weißt Du denn das?“

„O, bana“, erwiderte er, „es ist schon lange bekannt, daß der Kreuzer kommen wolle, und wir haben aufgepaßt, wann er um Naskazone herumkommt. Nun ist er da!“

Tatsächlich! Wir Deutschen hatten es nirgends ausklingeln lassen und keinerlei Bäckische gegeben, damit die Neger zuhause rennen sollten. Wir machten keine Umzüge und ließen nicht die Scheinwerfer spielen. Es stiegen auch keine Marineflugzeuge über Tanga auf, um bekannt zu geben, daß etwas ganz Besonderes bevorstünde — wie es die Briten taten, als deren Kreuzer später nach hier kamen. Dennoch nahm die Bevölkerung einen riesigen Anteil an dem Kreuzer. Sie war geradezu aufgeregte, als er kam, und oft genug fragte man uns:

„Ihr bleibt doch jetzt hier? Wir wollen die Inglishi gar nicht haben. Bleibt man gleich da!“

Leider zogen sie wieder ab. Auch wir hätten sie lieber da behalten, unsre lieben blauen Jungens! —

\*

Kühl wird es „im Winter“ abends in Tanga. Gern spaziert man zu der wunder-

4 Badischer Arbeiterbundkalender für 1932.

vollen Bucht, die einen weit ausschauenden Blick gewährt.

„Heute gehen wir zum Zoll.“

„Ja, es liegt wieder ein deutscher Dampfer im Hafen, den wollen wir doch einmal ansehen.“

Eine lustige Bande waren wir, und wir freuten uns, wenn die an uns vorübergehenden Askaris stramme Haltung annahmen.

Drei Askaris saßen in der Torhalle des Zolls. Sie standen gemächlich auf. Da packte mich der Uebermut, ich stellte mich breitbeinig vor sie hin und herrschte sie an: „Kerrrls, könnt Ihr nicht stramm stehen, wenn ich komme?“

Als ob eine Bombe eingeschlagen hätte, als ob der bana Kaiser selbst vor ihnen stände, so rissen sie die Knochen zusammen. Ich prüfte wohlwollend Haltung und Richtung, und sie standen wie die Mauern, schnurgerade, ohne jede Bewegung, wie preußische Grenadiere.

„Arrrührt Euch!“ Sie stellten das linke Bein vor, bekamen ihre Zigarette und freuten sich mächtig, mal wieder einen ordentlichen Kommißton gehört zu haben.

„Mhanti, bana kuba — Danke, mächtiger Herr.“ Sie grinsten von einem Ohr zum anderen.

Wir gingen durch die Sperre, standen lange auf der kurzen Landungsbrücke, sahen in der Bucht unser hellstrahlendes Schiff, über dem ein blauer Himmel sich spannte und Millionen von Sternen flimmern ließ.

„Awa heri, bana kuba“, war der Abschiedsgruß, den uns die Askaris nachsandten.

Und seitdem kann ich in Tanga gehen oder stehen, wo ich will — kommt ein Askari vorüber oder steht er in seinem Verkehrstürmchen, so reißt er die Rechte an die kofia und grüßt in einer Haltung, die selbst dem bana Oberst und dem bana Kaiser Freude bereitet hätte . . .

\*

Es gibt eine Negerkapelle in Tanga. Die sitzt im Dorfe an der Panganistraße, man hört davon aber nie etwas, und das ist gut. Denn es ist eine aufdringliche Kunst. Zumal wenn noch zwei verbeulte G-Hörner vorhanden sind und ein langes schwarzes Ding, das ehemals eine Oboe war. Dafür ist die Pauke um so besser, und die Posaune hat sogar noch ein Erfahrungsmundstück.

Als bei Agha Khans Geburtstag die Moschee in unserer Nebenstraße überfüllt war, als Hochbetrieb herrschte, und alle Sektenmitglieder in Aufregung gerieten, da wurde die Negerkapelle auch beordert. Sie spielte

nicht alles richtig, aber deutlich und markant, laut und unerfroden. Und was spielte sie?

„Puppchen, Du bist mein Augenstern“, „Wien, Wien, nur Du allein“, „Nach Hause, nach Hause geh'n wir nicht“. Sie spielte den Maderky-Marsch, den Pariser Einzugsmarsch, „Ich bin ein Preuße“ und — das Lied vom guten Kameraden.

Als dies durch die Straßen erscholl, als die Umstehenden mitzumimmen begannen, da baten wir im stillen ab, was wir der Kapelle vorher aus Uebermut und Ironie angetan hatten. Wenn Neger, die alles Fröhliche daran haben, sich ihre Herren wohlwollend zu erhalten, 16 Jahre nach Kriegsbeginn, nach zwölf Jahren britischer Fremdherrschaft, solche Lieder noch spielen und sich nicht genug tun können, uns, die wir dabei standen, mit unseren heimatlichen Liedern zu erfreuen, dann ist es wahrlich Zeit, sich selbst zu befinnen!

Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn uns diese Negerkapelle noch dazu das Deutschlandlied gespielt hätte.

\*

## Ein Jagd-Nachmittag auf der Farm in Deutsch-Südwest

von Hauptmann a. D. Kund

Auf einem langgestreckten, das umliegende Gelände merklich überragenden Höhenzug an der alten Händlerpad von Omaruru über Omburo nach dem Watterberge lag mein schönes südwestafrikanisches Farmhaus. Schon von weither erblickte man den hellen, im üblichen Landesstil angelegten einfachen Bau, der doch mit seiner schattenspendenden Veranda der Zweckmäßigkeit der dortigen Gegend entsprach. Wie oft schlug das Herz höher, wenn ich nach langem Ritt, nach ermüdender Wanderung oder Fahrt auf hochbeladenem Ochsenwagen in der Ferne das unter den Strahlen der Sonne blinkende Wellblechdach durch das Buschwerk aufblitzen sah, oder wenn nach früh heretragendem Abend die erleuchteten Fenster ihren Schein weit in das nächtliche Dunkel der einsamen Steppe hinaus sandten.

Weit schweifte das Auge in die Runde, bis zu den teils näher, teils ferner, in allen Richtungen aufragenden Bergzügen, wie sie überall im Hererolande verstreut sind. Unvermittelt aus den Flächen aufsteigende Massen, durch den schrossen Wechsel von brennender Sonnenglut und nächtlicher

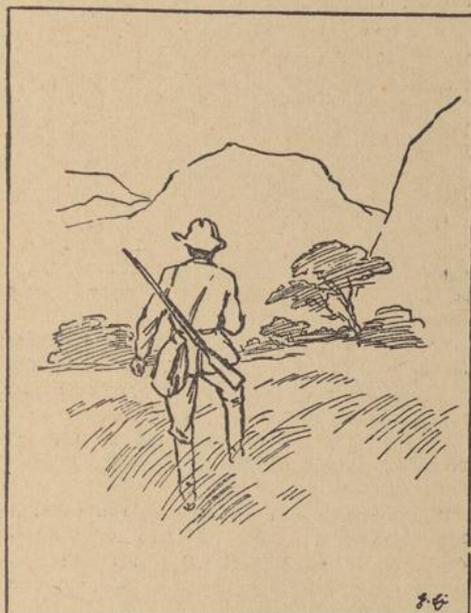
Kälte stark zermürbt und verwittert, aus mächtigen Felsblöcken und losem Steingeröll wie von Titanenhand aufeinander getürmt. Linker Hand der über zehn Kilometer lange Gebirgsstock des Gijo, tafelförmig gleich dem mächtigeren Waterberg, dessen aus dicht bewachsenen Hängen, und wie eine sinnengekrönte Mauer aufragende rote Sandsteinfante beim glutenden Schein der aufgehenden Sonne gleich einem purpurnen Bande leuchtete, sich dagegen tiefschwarz vom lichten Abendhimmel abhob, wenn der Sonnenball jenseits seiner hohen Wand versank.

In sanftem Abfall senkte sich das Gelände nach allen Seiten, in anmutigem Wechsel zwischen breiten, mit üppigem Grase bestandenen Niederungen und flachen Höhenzügen, die meist mit dem für das Land typischen, dichten Dornbusch bestanden waren, dem berühmtesten Hakessdorn, dessen Nadelspitze gebogene Dornen unbarmherzig zupacken und den festhalten, der sich in ihnen einmal verfängt. Wehe dem, der in der Dunkelheit vom schmalen Pfade abirrt und in die Fangarme des türkischen Buschwerks gerät. Nur blutend, mit zerrissener Haut und Kleidung wird er seine endliche Befreiung erringen. Eine angenehme Unterbrechung des Landschaftsbildes boten die hohen Kameldorn-Akazien, die mit ihren weitaufladenden Kronen überall die sich in den Niederungen dahinschlängelnden trockenen Flußbette Südwest-Afrikas zu beiden Seiten begleiten und sich gleich einem weithin sichtbaren dunkelgrünen Bande durch die Gegend ziehen.

Nach einem arbeitsreichen Vormittage, wie ihn die Pflichten eines ausgedehnten Farmbetriebes erforderten, sollte der Nachmittag dem edlen Weidwerk gewidmet sein, zur Erholung und geistigen Erfrischung und zur Ablenkung von dem gerade in den Tropen leicht erschlaffend wirkenden Einerlei des Alltags. Sengend brannte noch die Sonne vom fast bleigrau schimmernden Firmament, und die Luft flimmerte brodelnd über der erhitzten Erde. Lastendes mittägliches Schweigen überall, selbst die ewig klaffenden Köter der Eingeborenenwerft hielten Ruhe, und nur das vertraumte Quarren eines Huhnes im schmalen Schattenspreisen des Hauses oder das Blöken eines an der nahegelegenen Tränke nahenden Kalbes unterbrachen die Stille.

Frohgemut, die Büchse über der Schulter, strebte ich hinaus, einem mäßig hohen Bergstock zu, der sich inmitten freier, grasiger Niederungen erhob, und der zwischen schroff

aufsteigenden Wänden und einem Kranz überragender Kuppen ein langgestrecktes Hochplateau barg, das einen guten Wildbestand hatte. Hier konnte ich immer mit Sicherheit auf dieses oder jenes Stück rechnen, wenn ich nicht schon vorher zu Schusse kam. Bald nahm mich der dichte Dornbusch



auf, der einen großen Teil des Geländes bedeckte. Mich auf schmalen Viehspfaden hindurchwindend, hatte ich denselben bald hinter mir, und nun breitete sich vor meinem Blick die bis an die Berghänge heranreichende Savanne aus. Der in den frühen Nachmittagsstunden schon einsetzende Wind, der die weite schimmernde Grasfläche in wogende Bewegung setzte, machte sich angenehm fühlbar und segte die auf der Erde lastende Luft hinweg. Freier atmete die Brust, und auch das vielseitige Leben in der Natur begann sich wieder zu regen.

Weit vor mir tauchten dunkle Punkte auf, Strauße, die mich aus sicherer Entfernung beobachteten, um bei meinem Näherkommen in grotesken Kreuz- und Quergängen bis zur nächsten Bodenwelle abzugehen, wo sie die Beobachtung fortsetzten. Im Grase verstreut Scharen von Perlhühnern, die sich zänkisch halgend eifrig nach wilden Zwiebeln scharrten, und vorsichtig um einen Termitenhügel herumlungend der Spitzbubenkopf eines Schakals. Aber dort drüben, unter

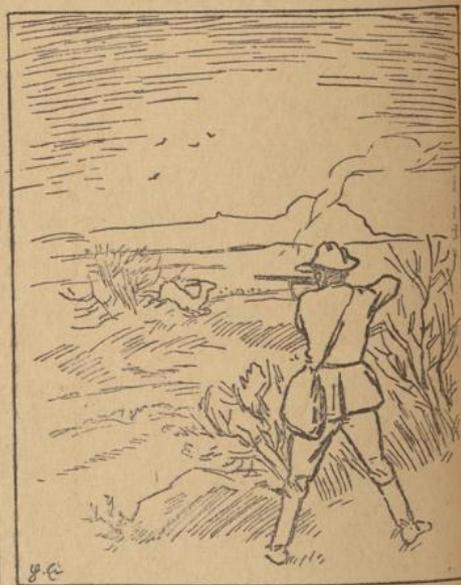
dem einzelnen Busch, das ist doch — richtig, das erste Rotbüchsen, scharf nach mir äugend, um schon im gleichen Augenblick sich blitzschnell duckend im Grase zu verschwinden. Lauf nur, ich tue dir nichts, hier herrscht noch Burgfrieden. Ich pflegte stets, wenn es die Notwendigkeit nicht einmal dringend anders erforderte, in der näheren Umgebung der Farm mein Wild zu schonen, um dasselbe vertraut zu halten und so auch bei Spaziergängen meine Freude an dem munteren Leben und Treiben um meine Farm herum haben zu können. Nichts war mir schrecklicher, als die aus Bequemlichkeit oder auch Unverstand im engeren Umkreise abgeschossenen Farmen, bei denen die Natur wie ausgestorben erschien.

Nach flotter Wanderung hatte ich den Gang des Berges erreicht, den ich in einer tiefen Schlucht, durch die ein vielbenutzter Wechsel führte, ersteigen wollte. Es hieß jetzt leise und vorsichtig sein, um in dem lose geschichteten, von üppig wucherndem Grase bedeckten Steingeröll jedes Geräusch zu vermeiden. Auf einmal, hoch über mir, ein dumpfer, sonorer Ton, den ich nur zu gut kannte, und dem ringsherum von den Hängen herab ein wildes bellendes Schimpfen folgte: hau-hau, hau-ho-hau, hau! Es war eine Herde Paviane, die mich hier überraschte. Ueberall, hoch droben auf den Felsen, auf einzeln ragenden Flocken standen und Büscheln tauchten nach dem Warnruf des alten Wächters die dunklen Gestalten auf, um lärmend nach mir zu äugen. Lumpensindel! Die ganze Natur in Aufregung zu bringen! Wie gerne würde ich euch eins auf eure schmutzigen Facken brennen, aber was hab' ich davon, seid ja keinen Schuß Pulver wert. Aber natürlich war es hier mit der Jagd vorbei, denn in weitem Umkreise war alles Wild gewarnt. Und los läßt einen das Gesindel in den Bergen auch nicht mehr, bis es die sinkende Sonne zu den Schlafplätzen treibt.

Mühsam machte ich kehrt, um einen großen Felsen in anderer Richtung zu schlagen, aber doch verharrte ich noch andachtsvoll für einige Minuten. Weit breitete sich unter mir die Fläche aus, vom leuchtenden Schein der Nachmittagssonne übergossen, darüber im strahlenden Blau der wolkenlose afrikanische Himmel. Ganz in der Ferne meine Farm, mein Heim. Leicht sich kräuselnde Rauchwölkchen bekundeten, daß fleißige Hände bereits zur Abendmahlzeit rüsteten. Von allen Seiten strebten die Viehherden den gewohnten Kraalen zu, wie Spielzeug von meiner hohen Warte aus gesehen. Nur un-

gern trennte ich mich von dem oft gewohnten und doch immer wieder so unendlich reizvollen Bilde. Aber es war Zeit, wenn ich nicht mit leeren Händen nach Hause kommen wollte, denn schon wollte der Sonnenball hinter der scharfen Kante des Etjo hinabtauchen, und bald wird die kurze Dämmerung jener Gegenden einsetzen, und das Büchsenlicht schwinden.

Rasch war ich den Gang hinunter, um am Rande eines flachen Höhenzuges entlang zu pirschen. Kullissenartig sich vorschleibende Buschreihen gewährten hier günstige Deckung, und ich spähte scharf umher, um mir nicht die geringste Bewegung im Gelände entgehen zu lassen. Schon wollte ich die Hoffnung aufgeben; denn weit und breit konnte ich kein Leben entdecken, und wie ausgestorben erschien auf einmal die ganze Natur. Aber halt, dort vorn an den Büschen — huschte dort nicht etwas? Schnell das Glas ans Auge, richtig, ein Rotbock, aber schon hatte er mich eräugt, noch ein kurzes Stutzen, dann setzte er in laugen Fluchten durch das Gras, um den jenseitigen Buschstreifen zu gewinnen. Jetzt ließ ich einen lauten, kurzen Pfiff ertönen, ein alter Jägerkniff drüben, der auch meistens Erfolg hat, und fest, wie angewurzelt stand der Bock auf etwa 150 Meter, um nur einen Augenblick verwundert nach mir zu äugen. Aber das genügte auch, schon lag die Büchse im Anschlag, schneidend durchdrang der Knall des Schusses die feier-



liche Stille des Abends, und im Feuer brach der Bock zusammen.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon senkten sich die Schatten des Abends herab. Rasch brach ich das Stück auf und strebte dann flotten Schrittes meiner Farm zu, um diese noch vor Einbruch der Finsternis zu erreichen. Freudig wurde ich begrüßt, und während ich ablegte und mich zum abendlichen Zusammensein rüstete, schmort schon die Leber in der Pfanne zur wohlverdienten Abendmahlzeit.

Im milden Lichte erstrahlte die Veranda, auf der ich mich im bequemem Korbstuhl streckte. Herrliche, erfrischende Kühle war des Tages Hitze gefolgt, und leise säfchelte der Nachtwind im Gesträuch des Gartens. Im behaglichen Geplauder wurden die Notwendigkeiten des kommenden Tages besprochen, während tiefer, köstlicher Frieden die weite Stille der Nacht und die eigene Brust erfüllte. Wo bist du geblieben und — wann wirst du wiederkommen, du herrliche Zeit im „deutschen“ Südwest-Afrika??

\*

## Es geht bei gedämpfter Trommel Klang...

Von Heinrich Bierordt.

**I**n den 1870er Jahren, als wir noch auf der Kriegsstraße zu Karlsruhe wohnten, bewegte sich von dem unsern „Militärspital“ herkommend, so alle 1—2 Wochen vielleicht, ein ergreifender Trauerzug am Hause vorbei.

Saß ich hinten in meinem hofgelegenen Zimmer über Schulaufgaben, und vernahm ich schon aus der Ferne den schauerlichen, gedämpften Klang der Trommeln, unterbrach ich meine Arbeit und eilte so schnell ich konnte, auf den nach der Straße gehenden Altan, um das Schauspiel mit anzusehen.

Da fuhr der einfache zweirädrige Leichenwagen, eigentlich nur ein schwarzer, großer, länglich viereckiger Würfel, in den durch eine Hintertüre der Sarg geschoben wurde, von einem Pferde gezogen, vorüber. Vom Kopfe des Leichengauls, der in einer langen schwarzen Decke gehüllt war, die nur die Augen frei ließ, wehte nickend ein schwarzer Federnstrauß.

Eine weinende Mutter, ein gebeugter Vater, schritten hinter dem Soldatenparrer und dem schlichten Wagen her; ihnen meistens zur Seite der Hauptmann des jung-

verstorbenen Soldaten. Ein Teil der dazu befehligten Kompagnien folgte, mehr oder weniger teilnahmevoll gestimmt.

Wirbelten aber mit dumpfen Schlägen die Trommeln, manchmal mit wirkungsvollen Pausen der Trommeln, so ging einem das durch Mark und Bein und man konnte sich oft nur mit Mühe der Tränen enthalten. Es tönte so schaurig, so eindrucksvoll, als schritte der Zug etwa zur Hinrichtung eines durch das Kriegsgericht zum Tode Verurteilten. Dachte man der lieben, schönen Jugend, die, so jählings und vorzeitig gefällt, in dem düstern Soldatensarg lag, konnte die Wehmut einen schon übermannen.

Meist wanderte der Zug zum nahen Bahnhofe, von wo die Leichen der im „Militärspital“ Gestorbenen nach ihren Heimorten weiterbefördert wurden.

Es war jedesmal ein neues, tief bewegendes Schauspiel, wie man es heutzutage längst nicht mehr im einkönigen, weil farblos gewordenen Straßenbilde zu schauen bekommt!

\*

## Major Hieronimus

Von Heinrich Bierordt.

**E**s war einer der kaltblütigsten unerschrockensten Menschen, die es geben mochte; nicht einmal die weiße Frau, die Ahnfrau des Raftatter Schlosses, die ihn jener bekannten Begegnung würdigte — wie wir aus dem „Buch meines Lebens“ wissen — hatte ihn aus der Fassung bringen können.

Von hoher, hagerer, knochiger Gestalt mit grimmigem Schnauzbart und einem weltverschlingenden Heißhunger, war er auch einer der rüstigsten, wegfertigsten Fußgänger vielleicht seines ganzen Jahrhunderts.

Er legte häufig den für Durchschnittsfußläufer stark vierstündigen Weg zwischen Raftatt und Karlsruhe mehrere Male innerhalb vierundzwanzig Stunden, unbekümmert um Tages- oder Nachtzeit zurück.

Manchmal holte er, schon aus der Residenzstadt zu Fuß kommend, meinen Vater, der kaum weniger rüstig auf den Beinen und einer der vertrautesten Freunde des Majors war, in Raftatt gegen Abend zum Marsche durch das Murgtal nach Kaltenbrunn und auf den Hohllohturm ab. Eine Murgtalbahn ging damals noch nicht.

Gegen Morgen kehrten dann die Wanderer heim; Hieronimus wieder zurück nach Karlsruhe, mein Vater aber unmittelbar — zu seinem Dienst auf dem Exerzierplatz!

Eine für den Alleingebrauch des Gastes bestimmte Schüssel Kartoffeln und ein ebensolcher Obstkuchen warteten regelmäßig seiner auf meinem eckerlichen Eßtische. Hieronimus wurde spielend allein damit fertig.

Als er wieder einmal zum Essen da war, rief ihn eine dienstliche Drahtnachricht nach Karlsruhe zurück: er müsse nachmittags zu einer plötzlich angeordneten Vorstellung vor einem Vorgesetzten in seine Garnison heim.

Aber, o wehe! Es war erst in der Mitte der Mahlzeit und der über alles geliebte Obstkuchen noch nicht in Angriff genommen.

Da bat er, den Kuchen bis zum Abend aufzuheben; er werde nach seinem Dienst alsbald den Rückweg zu Fuß nach Rastatt antreten.

Und so geschahs. Abends stellte er sich pünktlich wieder ein, er verzehrte richtig seinen Obstkuchen, um sofort danach den weiten Heimweg zu Fuß anzutreten. Um eines Obstkuchens willen wäre er durch das halbe Großherzogtum gewandert. In jenen Tagen gingen noch nicht so viele Bahnzüge wie später.

In der Morgenfrühe hatte ich einmal zufällig beim Ankleiden meiner Mutter erpäht, daß sie weiße Frauenunterkleider anlegte. Zu Tische wurde wieder der Major erwartet. Da es im Hochsommer war und die Offiziere zu dieser Jahreszeit schneeweiße Drilichsommerhosen trugen, so hatte jauch auch Hieronimus solche an, als er die Treppe zu uns heraufstieg. Ich, als bekanntes enfant terrible, stürzte ihm voll Eifers im Stiegenhaus entgegen und rief: „Dunkel Hieronimus, — ich sagte zeitlebens „Dunkel“ zu ihm —, meine Mama hat ebensolche weiße Hosen an wie Du!“ — Später, ums Jahr 1870, stand der im Krieg inzwischen zum Oberst hinaufgerückte Hieronimus mit seinem Regiment zu Durlach. Da war er mit seinem Heißhunger und seinen ebenso heißhungrigen zwei schwarzen Pudeln Latsche und Lausbub, die bei der Gespensterbegegnung im Rastatter Schlosse mit zugegen waren, ein Schrecken des Karlsburgwirtes.

Da er das Doppelte verzehrte, was ein gewöhnlich Sterblicher sonst vertilgen mochte, fand der Gasthofbesitzer sich genötigt, den Preis des Mittagessens für Hieronimus auf das Doppelte hinaufzuschrauben.

Nichts ist geeigneter, die Verschmelzung widerstrebender Elemente zu fördern, als gemeinsame Arbeit an gemeinsamen Aufgaben,

(W i s m a r d.)

## Preußische Unteroffiziersvorstellungen

Von Heinrich Vierordt.

**J**m Februar 1873 war Papst Pius IX. gestorben und alle mittag von 12 bis 1 Uhr läuteten die Glocken von der katholischen Stadtkirche zu Karlsruhe.

Mein aus Ostpreußen stammender, urprotestantischer Unteroffizier Kurze, — seine gedrungene, abgestumpfte, ulkige Gestalt paßte durchaus zu seinem Namen — der jaust zum Kasernenfenster hinauslehnte, rief mich zu sich:

„Sagen Sie, Vierordt, was ist das eigentlich für ein Papst, dem sie da jeden Tag nachläuten?“

Darauf ich, der diesem Unteroffizier unterstellte Grenadier-Einjährig-Freiwillige, mit erstauntem Lächeln:

„Es ist Pius IX., der in Rom gestorben ist.“

„Ach, nich wahr, es jibt nur eenen?“

„Ja, freilich, Herr Unteroffizier!“

„Flauben Sie, daß sie wieder eenen neuen machen?“

„Gewiß, Herr Unteroffizier, das werden sie sich nicht nehmen lassen.“

„Ach ja, ich erinnere, jefesen zu haben — nich wahr, Kardinalle heißen die, die eenen neuen machen?“ —

Ich gestattete mir, den hohen Herrn Vorgesetzten, allergehorsamst zu verbessern, indem ich ihm bescheidenlich „Kardinalle“ unterbreitete, womit das kulturgeschichtliche Mittagsgespräch sein Ende fand.

\*

## Die Vorpostennacht bei Meckesheim

Von Heinrich Vierordt.

**A**ls Wachthabender eines „Detaschierten Unteroffizierspostens“, wie man in den schönen Zeiten, da wir noch ein Heer hatten, sagte, mußte ich alle zwei Stunden eine Schildwache zur Ablösung nach einem benachbarten Hügel senden.

Bei Nacht einbruch fing es ungemütlich zu rieseln an. Die Lichter aus dem nahen Meckesheim funkelten herüber, und man hörte ferne Tanzmusik aus einem Wirtshaus — es war gerade „Großherzogs Geburtstag“, der 9. September 1878, der dort drüben durch ein ländliches Ballfest begangen wurde.

Die Nacht, der Regen, die ferne Musik, die Müdigkeit vom Felddienste des Tages, alles zusammen stimmte schläfrig.

Zum Schutze gegen das zum Landregen ausartende Geriesel beschlossen wir, uns in einen riesigen Strohhohler auf einem nebenan gelegenen Feldstück einzugraben. Hier saßen wir, ein Drittel Duzend Grenadiere und ich, der Wachthabende, warm und trocken wie Vögel im Neste. Aber die behagliche Wärme barg große einschläfernde Gefahr in sich.

Durch die knisternden Strahlen des Strohs spähte ich öfters nach meinem Posten



aus, der sich über dem nachtdunkeln Umriß des Hügels in der Ferne, mit Gewehr und Helmspitze wie ein Bleisoldat auf dem schwarzgrauen Himmelshintergrund abhob.

Die Ablösung war soeben vom Hügel regentriefend zurückgekehrt und hatte sich gleichfalls zu uns in die mollige Wonne des Strohes verkrochen, und es mochte so kurz nach Mitternacht sein.

Im Städtlein gegenüber waren die Lichter erloschen, die Tanzmusik verstummt, und nur der Regen, der Regen troff und tropfte trüb-selig und unablässig auf unsern Schober, und

mit dem eintönigen Getröpsel schliefen wir alle nach fast übermenschlichem Kampfe mit den Schlummergeistern selig ein.

Ein leises Frösteln schreckte mich auf — zu meinem Entsetzen graute schon der Tag.

Eiligst rüttelte ich meine Leute auf, die in wonniger Dienst- und Lebensvergessener Schlastrunkenheit im Stroh schliefen, und ließ in jäher Hast den schmählich vergessenen Posten auf seinem Hügel ablösen.

Der kam denn auch, durchgefroren und wetterdurchweicht, schimpfend und fluchend, wozu der arme Kerl allen Grund hatte, zurückgestampft: Er habe gepfliffen, gerufen, sei jedoch bei der Entfernung in Wind und Wetter nicht gehört worden — er war durch meine Schuld statt zwei Stunden fast fünf verloren auf dem Posten gestanden!

Hätte er sich bei den Vorgesetzten beschwert, ich wäre böss hereingefallen; es hätte mich vielleicht die Reserveleutnantsbestellung gekostet. Der Brave, dessen Name mir leider entschwunden ist, fühlte sich aber zu sehr als Kamerad; meine von Herzen quellende Entschuldigung und eine Handvoll stets Wunderthuender Zigarren beschwichtigte seinen Unmut.

Wunderjammerweise wurden auch wir erst nach Sonnenaufgang von der Feldwacht aufgenommen, von der aus wir „detaschiert“ waren, und von der wir, — da sie wohl selber in seligen Schlummer gesunken war — gleichfalls völlig vergessen worden zu sein schienen.

Bei der ganzen peinlichen Geschichte hatte ich mehr Glück als Verstand und Ueberwindungskraft. Aber der Schlaf ist jederzeit von allen Feinden der Gefährlichste des Krieges- und des Friedenssoldaten gewesen!

\*

## 1870er Kriegspoesie

Von Heinrich Bierordt.

**A**n Ostern 1871 fuhr ich nach schöner, im Elternhause zu Karlsruhe verbrachter Ferienzeit wieder in meine Wertheimer Schule zurück.

Der ganze Eisenbahnwagen war gesteckt voll von Kriegsurlaubern, die selig, ja fast trunken vor Freude waren, daß der Krieg glücklich vorüber, und daß sie heim durften; und in solch ausgelassener Stimmung sangen sie wohl kurz zuvor im Feldzug entstandene Lieder, die nicht immer sich hoffähig gaben.

Die Sänger wogen ihre Worte nicht auf der Goldwaage. Durch wolken schweren Tabakdunst rauchten während der Fahrt durch den Odenwald aus selbztugverwitterten Kehlen derbe Strophen, von denen mir eine so nachdrücklichen Eindruck machte, daß sie sich mir tief ins Gedächtnis prägte:

„Auf der Brücke vor Paris  
Saß ein altes Weib und . . . .  
In ein altes Butterfa —  
Großer Gott, wie rumpelt das!“

\*

## Schloß Favorite

Von Prof. Oskar Herrigel, Karlsruhe.

Von der Bahnstation Ruppenheim im Murgtal führt die Straße in einer kleinen Viertelstunde nach einem großen Park. Eine breite Allee, von einem malachitgrunen Blatterdom überdacht, läßt nach wenigen Augenblicken das Lustschlo Favorite erscheinen. Einem Dornröschen gleich, liegt es seit bald zweihundert Jahren da, und niemand kommt, es von seinem Schummer zu wecken. Wer hat dieses Schloß errichten lassen? Es war die so kunstsinninge Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden. Geboren 1675, hatte sie 1690 den um 21 Jahre älteren Markgrafen Ludwig Wilhelm, den „Turkenlouis“, geheiratet. In Kriegszeiten war die Hochzeit gefeiert worden, und bald fiel neuer Kanonendonner in diese Ehe. In den meisten Feldzügen war der Markgraf von seiner Gemahlin begleitet. „Wie hatt sie ihn so lieb haben können? Den er war recht helich und besbauchirt (ausweifend) dabey, hette woll wa ubels von ihm bekommen können“, schrieb nach seinem Tode die Pfalzgräfin „Lieselotte“. Im Jahre 1704 wurde Ludwig Wilhelm auf dem Schellenberge bei Donauwurth am Fuße verwundet und starb nach langem Siechtum 1707 in seinem Schloe in Nastatt. Einige Jahre nach seinem Tode wurden die Vorbereitungen zur Errichtung des Lustschloes Favorite, das der Witwe als Sommeraufenthalt dienen sollte, in Angriff genommen, und 1725 stand es fertig da. Mit ihren großen Geldmitteln hatte Augusta alles aufgeboten, um das Schloß zu einem wahren Schmuckkästchen zu machen und ihm den Stempel ihrer eigenartigen Persönlichkeit aufzuprägen.

Das drei Stockwerke umfassende Gebäude besitzt Hufeisenform und ist im italienischen

Barockstil errichtet. Auf einer von beiden Seiten bogenförmig ansteigenden Freitreppe gelangt man zur Mitte des zweiten Stocks. Die Wandverkleidung des Schloes dürfte ziemlich einzig in ihrer Art dastehen: unzählige glitzernde Steinchen schauen aus dem Mörtel heraus. Noch heute erzählt man sich in der Umgegend, wie dieser Schmuck zusammengebracht wurde. Arme Kinder tummelten sich im Flußbett der Murg und lasen aus dem Geröll die weißen Kiesel heraus. Am Abend erschien der Vogt, lud die gesammelten Steine auf seinen Wagen und belohnte die fröhlichen Kleinen. Im Erdgeschoß liegt der große Speisesaal, der schachtartig durch alle drei Stockwerke geht und sein Licht von oben erhält. Wie oft mögen in den Jahren 1725 bis 1727, da Augusta noch für ihren minderjährigen Sohn die Regierung der Markgrafschaft führte, in den Räumen des Lustschloes beim hellen Schein der Wachslichter glänzende Gesellschaften abgehalten worden sein! Die Kavaliere in goldgestickten Uniformen die Damen in Reifrock und Brokat und unter ihnen die wahrhaft fürstliche Gestalt der Markgräfin Augusta. Gerne ergohte man sich auch an den zur Zeit des Barocks so beliebten schwülstigen Singspielen und Komödien oder hielt phantastische Maskenfeste ab und wandelte in chinesischnen Gewändern in ausgelassener Fröhlichkeit durch die Wege des Parks.

Von den ungefähr 50 Zimmern in dem verhältnismäßig kleinen Gebäude ist zunächst das Florentiner Zimmer erwähnenswert. Der Fußboden besteht aus durchsichtigem weißem Gips, der mit ahender Farbe bemalt ist; dazwischen sind Spielkarten, Käfer, Eidechsen, ein Schachbrett usw. eingelegt. An der Decke und an den Wänden bemerkt man 544 bildliche Darstellungen, darunter Landschaften, Blumen- und Obststucke. Eine ganz eigenartige, heute kaum mehr geübte Technik weisen etwa 100 Füllungen von weißem Marmorergips auf, von dem sich Blumen und Vögel in bunten Farben abheben. Mit Entzücken verweilt das Auge bei den reizenden Mosaikmalereien, die ihresgleichen suchen. Aus den Füllungen der Spiegel an den Wänden treten 186 künstlerisch auf Elfenbein ausgeführte Bilder von Staatsmännern, Malern, Gelehrten uns entgegen. Von der Decke hängt ein venetianischer Kronleuchter, durch den die Sonnenstrahlen zitternde Kringel auf diese ehrwürdigen Zeugen eines ungewöhnlichen Kunstsinns werfen. Im Spiegelzimmer sind die Wände mit 313 Spiegeln bedeckt. Sie sind so angeordnet, daß das Bild

einer jeden Person hundertfach erscheint. Nur eine einzige Stelle gibt es bei der Türe, von der aus man in keinem Spiegel gesehen werden kann, ein Scherz der Schloßherrin und des Baumeisters. An den Wänden hängen 72 Miniaturbilder, die auf Pergament mit Wasserfarben gemalt sind und die Markgrä-

angefakt. Von ihren neun Kindern saßen drei Söhne und drei Töchter in früher Jugend ins Grab, und im Alter von 32 Jahren verlor sie ihren Gemahl. Die sieben Särge, an denen sie stehen mußte, erschütterten sie aufs tiefste. Ihre frohe, auf Lebensgenuß eingestellte Natur kam aber mit der Zeit wieder



Schloß Favorite bei Kuppenheim (Müritz)

fin, ihren Gemahl und ihre Schwester (die Großherzogin von Toskana) in den verschiedensten Kostümen darzustellen. Des Abends wurde der aus zahllosen Kristallen bestehende zwölfarmige „Hendleuchter“ angezündet, und das Licht seiner Kerzen fiel durch die Prismen und spiegelte sich an den Wänden. Im chinesischen Zimmer wuchsen aus den goldumrahmten Füllungen der Wände von Gipsmarmor seltsame Vögel, Mandarinen, vornehme Damen, Drachen usw., alles aus gepreßter Papiermasse, hervor. Wurde ein über der Tür hinter der Wandverkleidung verborgenes Uhrwerk in Tätigkeit gesetzt, dann sängen sie an, sich zu bewegen, als seien sie lebendig.

Unter den Delgemälden des Familienzimmers erblicken wir das Bild der Markgräfin Augusta. Eine schöne, stattliche Frau mit ganz dunkelblauen Augen. Klugheit, Tatkraft, aber auch fürstlicher Stolz und Mangel an seelischer Geschlossenheit ist in ihren Zügen zu lesen. Das Schicksal hatte sie überaus hart

zum Durchbruch und suchte Genüge in glänzenden Festen. Neben dieser überschäumenden Lebenslust finden wir bei ihr aber auch eine religiöse Richtung, die im späteren Leben zeitweise in weltflüchtige Schwermut ausartete, so daß sie sich als große Sünderin fühlte, auch harmlose Vergnügungen verabscheute und in den letzten Jahren sogar ihren Leib peinigte. Von Jugend auf hatte sie Wallfahrten nach Einsiedeln, Triberg, Waghäusel, Bickesheim und Loreto unternommen. Während ihr Gemahl gegen die Protestanten duldsam war, hatten diese unter ihrer vormundschaftlichen Regierung über Bedrückung zu klagen. Ja, im Jahre 1720 richteten die evangelischen Wahlberger an den Reichskonvent eine Beschwerdeschrift über „unerträglichen Gewissenszwang und harte Verfolgung“. Augustas Seele schwankte zwischen den beiden Gegenfäden eines leidenschaftlichen Lebensgenusses und einer düstern Weltflucht hin und her, ohne sich zu einer Lebensanschauung durchringen zu können, bei der

man sich mit gutem Gewissen an Gottes Welt erfreut, um zugleich alles Leibliche dem Geiste, alles Vergängliche dem Ewigen anzueignen. Aus ihren Büßübungen hat nun das Volk, das von dem Herkommen abweichende Handlungen nie begreift, den Schluß gezogen, Augusta habe eine schwere Schuld zu büßen gehabt. Um das Rätsel dieses seltsamen Frauenherzens zu lösen, wurden alberne Geschichten erfunden, z. B. sie sei dem Kammerdiener ihres Gemahls, dem Türken Mustapha, gegenüber Veranlassung zu dieser Mär gab die im Schloßhof stehende Brunnen säule mit dem Kopf Mustaphas, der kühn zu den Fenstern hinausschaut. Diese Säule bestand sich aber ursprünglich im Garten des Raftatter Schlosses und kam erst eine Reihe von Jahren nach Augustas Tode nach Favorite. Für die einwandfreie Lebensführung der Markgräfin haben wir das Zeugnis der Pfalzgräfin „Biselotte“, die in ihren urwüchsigsten Briefen gewiß kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte und im Jahre 1719 schrieb: „Man sagt viel guts von der marggräfin von Baaden“, sowie das Zeugnis des vielgerühmten Abenteurers Baron Karl Ludwig von Pöllnitz, der 1730 eine Rundreise durch Europa machte, aber in Raftatt bei Hofe nicht empfangen wurde. Er erzählt von ihr, sie sei sehr hochmütig, habe den Staat ihres Sohnes mit viel Weisheit regiert und sei durch ihre Frömmigkeit und ihre Tugenden aller Ehre wert.

Man darf das Schloß nicht verlassen, ohne einen Blick in die „Kuchel“ und in die Speisekammer getan zu haben. Reiche Schätze an Glas und Porzellan erfreuen das Auge. Die herrlich geschliffenen Gläser sind Erzeugnisse der Glasindustrie in Böhmen, wo die Eltern der Markgräfin große Güter besaßen. Bemerkenswert erscheinen unter anderem etwa 30 Ordensbecher mit Namen und Wappen von Ritttern des badischen Hausordens der Treue, den Markgraf Karl Wilhelm zum Gedächtnis der Grundsteinlegung von Karlsruhe 1715 gestiftet hat. Die Geschirre sind naturgetreue Darstellungen der Speisen, die darin aufgetragen wurden. Ein sitzender Chinese birgt sogar in seinem feinsten Körper einen ganzen Gewürzkasten.

Treten wir in den etwa acht Hektar großen Park hinaus, so nehmen uns zwei Bogengänge auf, die erquickenden Schatten spenden. Auf der Nordseite liegt ein kleiner See mit einer Insel. In der Nähe erhebt sich am Ende einer Wiese die graue Einsiedelei, auch Magdalenenkapelle genannt. Der innere Raum, der den Altar enthält, ist umgeben

von verschiedenen kleinen Zimmern. Inneres und Aeußeres ist ganz mit roher Eichenrinde bekleidet. In dieser Einsiedelei hat Augusta, die seit 1727 von ihrem Witwensiß Ettlingen nur noch zu kürzerem Aufenthalt nach Favorite zu kommen pflegte, als büßende Magdalena eine volle Woche um den Magdalenen tag (22. Juli) ihren Leib kasteit und ihr stolzes Herz zur Demut gezwungen. „Luftschloß und Einsiedelei, beides sind Selbstbekenntnisse einer kunst- und lebensfreudigen Fürstin und zugleich einer schwärmerisch aller Eitelkeit der Welt absagenden Frauenseele; es sind die Pole der inneren Entwicklung einer höchstes Glück im Schaffen genießenden und zugleich resigniert entsagenden, einer barocken Gestalt“, schreibt mit Recht R. Sillib in seinem schönen Buche „Schloß Favorite“. Im Eßzimmer sitzen an einem hölzernen Tische Wachsfiguren, Jesus, Maria und Joseph darstellend, mit Tellern aus Binn vor sich. Mit ihnen nahm die Fürstin ihr Mahl zu sich, das sie in der anstößenden Küche selbst für vier Personen bereitet hatte. Im kleinen Schlafzimmer pflegte sie während ihrer Ruhezeit auf einer dünnen Blumenmatte ohne Decke zu schlafen. Auf einem Totenkopf liest man in lateinischer Sprache die Worte: „Adam, wo bist du?“ Ein hölzernes Kreuz, einige niedere Holzstühle ohne Lehne und Bestühle bilden das Zimmergerät. Auf der Sandsteinplatte des Altartisches liegen in einem kleinen Glasfarg die Marterwerkzeuge, mit denen die hohe Frau ihren Leib kasteite, eine Geißel mit spitzen Nägeln, ein Gürtel von Draht, runde Knieplatten mit Nägeln und ein Kreuz von eisernen Stacheln. Der einzige Schmuck der Kapelle ist ein Oelgemälde, die Schwester der Markgräfin auf dem Totenbette darstellend, eine ernste Mahnung für die fürstliche Büßerin.

Acht Jahre nach Vollendung des Luftschlosses starb im Jahre 1733 die überaus wohlthätige Markgräfin Augusta in Ettlingen im Alter von 58 Jahren und wurde, angetan mit einer Franziskanerfutte, in der Schloßkirche zu Raftatt begraben. Die Bodenplatte trägt in eherner Schrift die von ihr bestimmten Worte: „Betet für die große Sünderin Augusta. MDCCXXXIII“.

Seit dem Tode der Markgräfin wurde Favorite nicht mehr dauernd bewohnt und ist beinahe ganz so, wie sie es verließ, geblieben, das Denkmal eines ungewöhnlichen Frauengeistes, ein kleines schlafendes Wunderreich, um das die Romantik ihre immergrünen Ranken windet. Und wenn hier alles ein Traumleben zu führen scheint, so lacht um das altersgraue Schloßchen eine herrliche,

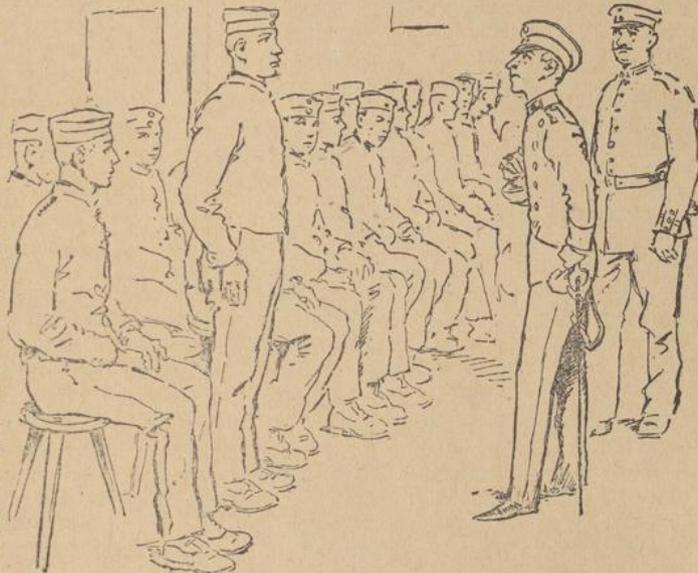
Lebenspendende Natur. Dann und wann geht durch die Gipfel der Baumriesen ein leichtes Beben und Flüstern: Es sind die Geister von Favorite . . . \*

### Erzieher Deutsches Heer

Von Peter Purzelbaum.

Welcher altgediente Soldat denkt nicht heute gerne an seine Dienstzeit zurück und bezeichnet sie als den sorgenlosesten und schönsten Lebensabschnitt. Dabei erinnert er sich an die große Zahl von Vorgesetzten, die einer Himmelsleiter vergleichbar übereinander saßen, und deren oberste Spitzen mit nebelartigem Heiligenschein umgeben waren. Vom Stubenältesten, der meist nur die höchste Stufe der Gemeinheit erreicht hatte, bis hoch hinauf zum kommandierenden General, sie alle waren Vorgesetzte und zugleich auch wieder Untergebene; denn jeder hatte auch einen „höheren“ über sich. Sie alle waren Lehrer und wurden belehrt. In diesem dachartigen Aufbau des großartigen Heeresgebäudes war seine unwiderstehliche Wucht als mächtigstes Volksherr der Welt begründet. Aus dem vielseitigen Kasernenleben, das sich nach des „Dienstes ewig gleichgestellter Uhr“

Schimpfworten — der Soldat nannte das einen „Aupfiff“ — am wenigsten hinsichtlich einer Besserung seiner Untergebenen erreichte, ganz gleich, ob dieser Gemeiner oder höherer Offizier war, denn dem Soldaten war ein dickes Fell gewachsen, an dem alle Grobheiten und Injurien wie Regentropfen abließen. Je mehr sich der Vorgesetzte in Wut hineinschimpfte — solche Leute trugen gewöhnlich den Spitznamen „Selbstkocher“ —, um so vergnügter wurde innerlich sein Opfer und der Erfolg dieser Erziehungsmethode war mehr als fraglich. Natürlich gab es auch weiche Gemüter, die sich durch Grobheit einschüchtern ließen, sie konnten



Instruktionsstunde

abzuwickeln pflegte, sollen uns besonders hervorstehende Augenblicke in jene längst verschwundene Zeit zurückführen.

Es wurde in der alten Armee erzogen mit Grobheit, Sarkasmus und Humor, mit Liebenswürdigkeit, mit Wohlwollen und — wenn gar nichts mehr helfen wollte — sogar mit Niedertracht. Erzogen wurde aber immer und auf jeden Fall, denn nie war der Soldat fertig, nie hatte er ausgelernt, und stets hatte er einen über sich, der alles besser wußte, und der ihn belehren konnte, dieses dann auch bei jeder sich hierzu bietenden Gelegenheit eifrig und ausgiebig betrieb.

Eigenartig war es, daß ein Vorgesetzter mit zornig herausgebrüllten und groben

aber nur zu den halben Soldaten gerechnet werden.

Viel mehr, eigentlich alles, erreichte ein Vorgesetzter, wenn er mit Sarkasmus und Ironie — für beide hatte der Soldat merkwürdig empfindliche Nerven — oder wenn er mit Humor, ja sogar mit wohlwollender Liebenswürdigkeit an Pflicht- und Ehrgefühl des Untergebenen appellierte.

Nie hat es eine kürzere und wirkungsvollere Kritik gegeben, als die, welche der alte Generalfeldmarschall v. Wrangel dem Offizierkorps eines Landwehregiments nach einer Besichtigung, die er abgehalten hatte, hieß: